

B. Traven
Die weiße Rose

ROMAN

Mit einem Nachwort
von Jan Brandt

Diogenes

Werkausgabe B. Traven in Einzelbänden
Copyright © Maria Eugenia Montes de Oca Luján de Heyman &
Irene Pomar Montes de Oca
Covermotiv: Foto von Andy Anderson
Copyright © Andy Anderson

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1983
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2024
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
20/24/852/1
ISBN 978 3 257 07280 8

Die Condor Oil Company war unter den amerikanischen Ölkompagnien, die ihre Unternehmungen auf Mexiko ausgedehnt hatten, durchaus nicht die mächtigste.

Aber sie hatte den stärksten Appetit.

Für die Entwicklung eines Individuums wie für die Entwicklung eines ganzen Volkes ist der Appetit bestimmend. Erst recht und ganz besonders ist ein guter Appetit bestimmend für die Entwicklung eines großkapitalistischen Unternehmens. Der Appetit entscheidet das Tempo der Machtentfaltung, und der Appetit entscheidet darum auch die Wahl der Mittel, die angewandt werden, um das Ziel zu erreichen: eine einflussreiche und gebietende Macht im internationalen Wirtschaftsleben zu sein. In seinem Aufbau, in seinem Wesen, in seinen Zielen und in seinen Arbeitsmethoden wie auch in seinen Problemen unterscheidet sich ein modernes großkapitalistisches Unternehmen wenig von einem Staat. Der einzige sichtbare Unterschied ist wohl nur der, dass ein großkapitalistisches Unternehmen gewöhnlich besser organisiert ist und vernünftiger und geschickter geleitet wird als ein Staat.

Die Condor Oil Company war die jüngste der Kompagnien, die hier miteinander und gegeneinander im Felde standen, wo um die Vorherrschaft auf dem Markt gekämpft

wurde. Da sie die jüngste war, so war sie die gefräßigste. In der Auswahl und in der Anwendung der Mittel, einen einflussreichen Platz im Wettbewerb mit den alten und mächtigen Kompanien zu gewinnen, kannte sie weder Hemmungen noch Rücksichten. Wenn sie überhaupt einen Grundsatz hatte in Bezug auf die Art des Kampfes, so war es der: Der Krieg, der am brutalsten geführt wird, dauert am kürzesten und ist darum der humanste. Hierin fand sie gleichzeitig eine moralische Entschuldigung ihrer Handlungen, sodass sie, vor sich selbst gerechtfertigt, sagen konnte, sie führe den humansten Kampf und dass sofort wieder Friede sein werde, sobald sie den Kampf gewonnen habe.

Die Macht einer Ölkompagnie hängt nicht allein von der Zahl der Öl produzierenden Brunnen ab, die eine Kompagnie besitzt. Die Macht hängt vielmehr davon ab, wie viel Land sie besitzt oder unter Kontrolle hält. Und hier sind es drei Arten von Land, die infrage kommen: Land, das bestimmt Öl trägt; Land, das nach dem Gutachten der Geologen Öl tragen muss; und Land, das nach dem Instinkt der Ölleute Öl haben sollte. Die dritte Gattung Land ist es, die Spekulationen ermöglicht und die Millionen Dollar verdienen lässt, ohne dass auch nur ein einziges Fass Öl produziert zu werden braucht.

So ging der Kampf der Kompanien darum, Land und immer mehr Land zu erwerben. Es wurde mit größerem Eifer und mit größerer Geschicklichkeit daran gearbeitet, alles Land, das Öl haben könnte, zu erobern, als daran, das Land, das eine Kompagnie bereits hatte, mit allen technischen und wissenschaftlichen Mitteln bis auf den letzten Hektar auszubeuten.

Da die Condor Oil Company nicht durch ihr Kapital und nicht durch die Zahl und den Reichtum ihrer produzierenden Brunnen in die vorderste Reihe der gigantischen Ölkompagnien treten konnte, so musste sie den zweiten Weg einschlagen: mehr ölverdächtiges Land zu gewinnen, als irgendeine andere große Kompanie besaß. Im Besitz einer gewaltigen Menge Land, das Öl hatte oder Öl haben konnte und das darum notwendig war, den Ölbedarf des Marktes zu befriedigen, konnte sie Preise bestimmen, und sie konnte eine gewisse Kontrolle über Ölkompagnien ausüben, die infolge ihrer gewaltigen Kapitalkraft unüberwindlich und unkontrollierbar schienen.

So lässt sich wohl leicht erklären, dass es keine Untat gab und kein Verbrechen, das die Agenten, die im Auftrag der Kompanie das Land heranschaffen sollten, nicht verübt hätten, um, wenn es der Kompanie notwendig erschien, das gewünschte Land zu erhalten. Die Condor Oil Company hatte achtzehn Brunnen laufen. Wo sie Land auch nur roch, das Ölland sein konnte oder Land, das irgendeine andere Kompanie zu erwerben gedachte, war sie sofort auf dem Plan.

In den erbarmungslosen Landabtreibungs geschäften wirkte natürlich nie einer der Direktoren mit, nie einer ihrer obersten Beamten, und nur ganz selten ließ sie einen Amerikaner in diesem Zweige arbeiten. Die Direktoren kamen erst in Sicht, wenn das Land, das die Kompanie haben wollte, bereits in jenen Händen war, die es für die Kompanie bereitzuhalten hatten. Die Kompanie war immer nur der zweite Käufer. Die schätzbaren Geschäfte wurden von mexikanischen oder spanischen, zuweilen von deutschen oder französischen Unteragenten abgewickelt.

Die Condor Co. hatte ihr Hauptquartier in San Francisco in Kalifornien. Das mexikanische Hauptquartier befand sich in Tampico, Mexiko. Sie besaß Zweigquartiere in Panuco, in Tuxpam und in Ebano; und sie bereitete sich vor, noch zwei weitere Büros einzurichten, eins am Isthmus, das andere in Campeche.

Vortreffliche amerikanische, englische und schwedische Geologen ließ sie für sich arbeiten, die gut bezahlt wurden. Sie beschäftigte einen verhältnismäßig großen Stab von Topografen, die das Gelände aufzunehmen und zu vermessen hatten. Die Topografen waren schon weniger gut bezahlt als die Geologen, denn ihre Arbeit wurde weniger hoch bewertet. Darum liefen die Topografen oft genug armselig und zerrissen umher wie Vagabunden. Die Geologen standen den Direktoren schon ein wenig näher, wirtschaftlich und gesellschaftlich; denn sie konnten gute Tipps über reiches Ölland in die Ohren flüstern. Die Topografen dagegen standen dem Proletariat näher, und da sie das freiwillig nicht eingestehen wollten, weil sie studiert hatten, mussten sie mehr und härter arbeiten als die Arbeiter, denen es Suppe wie Brühe war, ob man sie als Proletarier betrachtete oder nicht. Die Topografen wurden viel rascher rausgefeuert als kräftige Rigbauer; Topografen gab es reichlich, während die Rigbauer frech waren wie Banditen, denn sie schämten sich nicht, gelegentlich sogar Tomaten einzukonservieren, wenn sie keine Rigs aufbauen konnten oder rausgeschmissen waren, weil sie den Foreman verprügelt hatten.

In der Region der Condor Co., beinahe völlig umgrenzt von reich ölhaltigen Ländereien, die alle im Besitz oder in

Lease, Vorpacht, der Kompanie waren, lag die Hacienda Rosa Blanca.

Die Hacienda Rosa Blanca hatte eine Größe von etwa achthundert Hektar. Sie gehörte dem Indianer Jacinto Yañez.

Ihre Produkte waren: Mais, Bohnen, Chili, Pferde, Rindvieh, Schweine, ferner Zuckerrohr, und damit auch Zucker, und Orangen, Zitronen, Papayas, Tomaten, Ananas.

Die Hacienda machte ihren Besitzer nicht reich, wohl nicht einmal wohlhabend. Denn alles und jedes wurde in althergebrachter Weise kultiviert und bewirtschaftet. Es ging auf der Hacienda gemächlich und gemütlich zu. Niemand regte sich auf. Es wurde nicht gehetzt, nicht getrieben, und wenn wirklich einmal geschimpft wurde, so geschah das nur der Abwechslung wegen und weil das Leben ja so eintönig verlaufen würde, wenn nicht gelegentlich einmal die Ventile geöffnet würden.

Die helfenden Hände auf der Hacienda waren Totonaca-Indianer wie der Besitzer. Sie bekamen keine hohen Löhne. Gewiss nicht. Aber jede Familie hatte ihre Hütte mit einem geräumigen Hof. Die Familie konnte Vieh halten nach Belieben und auf dem Land, das ihr entsprechend ihrer Kopfzahl zugewiesen war, anbauen, was ihr für ihren Unterhalt nötig schien.

Alle Familien, die hier wohnten, lebten seit Generationen auf der Hacienda. Beinahe alle waren mit dem Besitzer versippt und verschwägert. Einige der Familien verdankten ihre Entstehung der großen Zeugungsfähigkeit eines der Vorfahren des Jacinto. Jacinto war der Pate wohl so ziemlich aller Kinder, die auf der Hacienda geboren wurden, und Señora Yañez war die Patin.

Der Pate, *el padrino*, und die Patin, *la madrina*, nehmen in Mexiko eine ungemein wichtige Stellung innerhalb der Familiengemeinschaft ein. Das rührt von uralten Zeiten der Indianer her. Trotz der häufigen Verheiratung der Spanier mit indianischen Frauen haben sich in den Sitten des mexikanischen Volkes zahlreiche Gewohnheiten, Gebräuche, Worte, Redewendungen der Indianer erhalten, besonders wo es sich um Küche, Haus und Familienbeziehungen handelt, also in jenen Dingen, wo der Mann gewöhnlich passiv und neutral ist, weil sie das Urgebiet der Frau betreffen. Der Pate galt im alten indianischen Mexiko – und gilt im heutigen Mexiko – ebenso viel für das Kind wie der eigene Vater. In zahlreichen Fällen, wenn der Vater stirbt oder sich, gleichviel aus welchen Gründen, unfähig erweist, Erzieher des Kindes zu sein, tritt der Pate in die vollen Rechte und Pflichten des Vaters ein. Der Pate hat sich um das Wohlergehen des Kindes, dessen Pate er ist, zu kümmern. Wenn ihn auch das öffentliche Gesetz nicht zwingt, seine Pflicht gegenüber dem Kinde, das der Hilfe bedarf, zu erfüllen, so wird er sich dieser Pflicht nicht so ohne Weiteres entziehen; denn er würde dadurch Achtung und Ansehen verlieren, genauso gut, als wenn er irgendeine sonstige schäbige Handlung beginge, die vielleicht vom Gesetz, nicht aber von dem Gesellschaftskreis, dem er angehört, verziehen wird.

Der Vater des Kindes nennt den Paten des Kindes *Compadre*, das heißt Mit-Vater, und die Patin nennt er *Comadre*, das ist Mit-Mutter. Beide, Pate und Vater, reden sich mit *Compadre* an, und die Patin und die Mutter nennen sich gegenseitig *Comadre*.

Aus diesen Gründen betrachten sich der Vater sowie der

Pate des Kindes als Brüder, und das Verhältnis zwischen beiden ist oft herzlicher als das zwischen Blutsverwandten, weil die Wahl eine freiwillige ist und von der Sympathie abhängt, die jene zwei Leute füreinander empfinden.

Wenn sich der indianische Farmarbeiter den Patron, den Herrn der Hacienda, zum Paten für sein Kind aussucht, dann kommt der Herr. Er ist nie zu stolz dazu; denn er betrachtet es als eine Ehre, dass er zum Paten erwählt wurde. Das liegt im indianischen Blute. Und von dem Augenblick an, wo der Herr Pate des Kindes jenes Farmarbeiters geworden ist, sagt der Farmarbeiter nun nicht mehr »Patron« zum Herrn, sondern Compadre. Und der Herr sagt nicht mehr »He, Juan!« zu dem Arbeiter, sondern er sagt gleichfalls Compadre zu ihm, obgleich sich die rein wirtschaftliche Stellung der beiden zueinander nicht verändert. Sie sind von nun an Brüder und behandeln sich wie Brüder.

Dieses Verhältnis besteht auf allen Haciendas in Mexiko, wo der Besitzer und die Haciendaleute indianischen Blutes sind. Ein solches Verhältnis bringt Zustände hervor, die anderswo auf Erden wohl nicht gefunden werden.

Dem Patron gehört die Hacienda. Sie gehörte seiner Familie schon, ehe Kolumbus geboren wurde. Denn der Vorfahr, der Gründer der Familie, war ein indianischer Fürst, der Häuptling eines Stammes der Totonaken, der in jenem Bereich seinen Sitz hatte. Aber der Patron betrachtet sich nur als Nutznießer der Hacienda. Er fühlt sich verantwortlich für das Wohlergehen aller, die auf der Hacienda leben; denn er ist ja der Compadre aller, und alle sind seine Compadres. Er kleidet sich nicht reicher als die, die auf der Hacienda arbeiten. Er trägt die Tilma wie sie, und wie

sie trägt er Sandalen. Er isst Tortillas und Frijoles wie alle Übrigen. Aber dennoch ist das Verhältnis ganz anders als das patriarchalische Verhältnis auf den alten europäischen Bauernhöfen, wo alle Knechte und Mägde am selben Tisch mit dem Bauern und der Bäuerin sitzen. Hier sind alle selbstständig, alle haben ihre eigenen Familien, ihren eigenen Haushalt. Der Patron ist der Richter in allen ihren Angelegenheiten, ihr Ratgeber, ihr Briefschreiber – wenn er schreiben kann –, ihr Arzt, ihr Rechtsanwalt, ihr Verteidiger gegen Behörden, die Unmögliches verlangen, ihr Versorger nach schlechten Ernten und der Versorger ihrer Witwen und Waisen. Jedoch ist er niemals *der* Herr. Er bereichert sich nie an seinen Leuten. Er hat mehr Vieh als die Übrigen, hat mehr Mais, mehr Bohnen und hat ein wenig mehr Geld. Ein wenig mehr. Nicht viel. Denn es leben viel zu viele Familien auf der Hacienda. Die Familien vermehren sich. Sie vermehren sich reichlich. Und alle jungen Paare, die eine neue Familie gründen, wollen in ihrer Heimat bleiben, also auf der Hacienda. Und für alle muss Land und Rat geschafft werden. Und wird geschafft. Der Patron muss ja ein wenig mehr haben als die Übrigen, denn er hat zwanzigmal mehr Verpflichtungen als alle Übrigen.

Wo der Patron ein Mexikaner nicht indianischen Blutes ist, liegen die Dinge völlig anders. Da gibt es Herren und Knechte; denn da muss Geld verdient, da muss die Hacienda ertragreich gemacht werden, damit sie mit tausend Prozent Gewinn verkauft werden kann an einen, der ebenfalls tausend Prozent an ihr gewinnen möchte. Und da gibt es natürlich auch keine Compadres und keine Comadres. Jacinto Yañez jedoch, der Patron der Hacienda Rosa Blanca,

war Indianer. Und weil er Indianer war und alten indianischen Gesetzen folgte, ohne ihren Wortlaut zu kennen, da er sie im Blut trug, darum musste ein Zusammenstoß einer amerikanischen Ölkompagnie mit ihm zu einer Tragödie führen. Denn die Waffen, die er zu führen verstand und die zu führen er gewohnt war, versagten gegenüber einem amerikanischen großkapitalistischen Unternehmen, das Millionen verdienen musste, um seinen Aktionären den Besitz einer Luxusjacht und Einkäufe auf den Boulevards in Paris zu gewährleisten.

Die übrigen Haciendas, Farmen und Ranchos der Gegend hatte die Condor Oil Co. in der üblichen Weise gewonnen. Wie man so Land gewinnen kann. Diese Ländereien waren aufgeteilt worden in Lotes, in Lote Nr. 1, Lote Nr. 2 und so fort bis Lote 78. Lote ist ungefähr dasselbe wie Parzelle oder Terreno.

Aber im Krönungsschmuck der Condor Co. fehlte eine Perle. Die schönste Perle unter allen, die Hacienda Rosa Blanca, die Weiße Rose.

Rundherum war Ölland. Die reichsten Brunnen, die das schwarze Gold in dicken Strahlen hervorsprudelten, in Strahlen, so mächtig, dass sie beim ersten Einblasen fünfhundert Meter hoch in die Wolken schossen mit dem ohrenbetäubenden Gebrüll eines gigantischen Wasserfalls oder mit dem Geschnaube von fünfzig vereinigten Expresslokomotiven, die gleichzeitig ihre Ventile öffnen. Diese reichsten Brunnen lagen an den Grenzen der Hacienda.

Die Condor Co. musste in den Besitz der Rosa Blanca gelangen, auch wenn sie darum einen Krieg der USA mit Mexiko hätte heraufbeschwören müssen. Ihre Direktoren

und Aktionäre zogen ja auf keinen Fall mit in den Krieg. Sie waren aus dem Alter heraus, und wären sie nicht aus dem Alter heraus gewesen, so hätten die Ärzte sie herzkrank, zuckerkrank oder lungenschwach geschrieben.

Es wurde dem Señor Jacinto Yañez eine Lease, eine Vorpacht, angeboten mit fünf Dollar den Hektar jährlich für zwanzig Jahre und acht Prozent Beteiligung am Gewinn.

Jacinto aber sagte zu den Agenten: »Das kann ich nicht. Ich kann die Hacienda nicht verpachten. Ich habe kein Recht dazu. Mein Vater hat sie auch nicht verpachtet. Auch nicht mein Abuelo, mein Großvater. Auch nicht dessen Vater. Ich muss sie behalten für die, die nach mir kommen werden. Die wollen auch essen. Und die müssen sie behalten für jene, die wieder nach ihnen kommen werden. So war das immer. Ich habe ja die Orangenbäume und die Nussbäume auch von meinem Vater bekommen. Hätte er keine gepflanzt, dann würde ich keine Orangen und keine Zitronen und keine Nüsse haben. Darum muss ich wieder junge Bäume pflanzen, damit auch die, die nach mir leben wollen, Orangen und Zitronen und Nüsse haben. Das ist nun eben so mit der Hacienda. Das können Sie doch verstehen, Señor Pallares?«

Señor Pallares, der Agent, der Aufkäufer für die Condor Co., konnte das natürlich nicht verstehen, weil er nie Land besessen und weil sein Vater nie Land gehabt hatte. Er war nur Licenciado, ein Rechtsanwalt, wie sein Vater auch gewesen war.

Er kam zur Kompanie und sagte dort, dass Jacinto verrückt sei. Darauf sagte der Direktor, wenn Jacinto verrückt sei, dann könnte man ihn ja ins Irrenhaus schicken.

Jacinto wäre nicht der Erste gewesen, der ins Irrenhaus geschickt wurde und dort verkam und starb, weil eine Ölkompagnie seinen Besitz auf keine andere Weise bekommen konnte. Dutzende waren ins Irrenhaus geschickt worden, denn irre ist jeder, der es ablehnt, einen Kaufpreis für ein Stück Land anzunehmen, der tausendmal höher ist, als der Kaufpreis für das Land war, ehe Öl in der Nähe gefunden wurde.

Es kam ein anderer Agent. Wieder ein Mexikaner. Und wieder ein Licenciado. Señor Perez.

Er kam mit einem großen Geldsack, brachte das blinkende Gold gleich mit. Nicht alles. Aber doch einen erheblichen Teil. Er hoffte, dass der Anblick des schönen gemünzten Goldes Jacinto nachgiebig machen würde.

Licenciado Perez bot keine Lease an. Er wollte die Hacienda kaufen. Das gab mehr Geld und war darum eine größere Versuchung. »Aber ich kann doch die Hacienda nicht verkaufen, Señor Licenciado«, sagte Jacinto in seiner ruhigen, stoischen Weise. Zeit war für ihn kein bestimmter Begriff, darum ließ er sich auch beim Sprechen nicht zur Eile drängen. »Ich kann die Hacienda wirklich nicht verkaufen. Sie gehört doch gar nicht mir.«

»Wie?«, fragte Señor Perez. »Gehört nicht Ihnen? Das ist ja neu. Steht doch in den Registern als Ihr Eigentum.«

Jacinto lachte: »Sie gehört mir natürlich, die Rosa Blanca. Wie sie einstmals meinem Vater gehört hat. Aber sie gehört auch meinem Vater nicht mehr. Ich meine, die Hacienda gehört mir nicht so, dass ich damit machen kann, was ich will. Sie gehört doch auch denen, die nach mir leben wollen. Für die bin ich verantwortlich. Ich bin nur der Verwalter für

die, die später leben wollen und leben werden. Wie mein Vater nur der Verwalter war und dessen Vater und dessen Vater und so immer weiter zurück und so immer weiter voran.«

»Das ist ja Unsinn, Señor Yañez. Lassen Sie nur die andern für sich sorgen. Sie können ja Ihren Kindern das Geld geben oder hinterlassen. Die können Doktor werden in Mexico oder Licenciado, oder sie mögen sich einen schönen Laden kaufen, wo sie tüchtig verdienen, und sie können sich Automobile kaufen.«

»Aber sie haben doch kein Land«, sagte Jacinto eigen-sinnig. »Sie müssen doch essen. Wie wollen sie denn essen, wenn sie keinen Mais bauen?«

»Seien Sie doch nicht so begriffsstutzig«, sagte Señor Perez. »Ihre Nachkommen können sich doch den Mais für die Tortillas kaufen. Sie haben doch dann Geld genug.«

»Aber der Mais muss doch angebaut werden. Es muss doch jemand Mais pflanzen. Dazu braucht man doch Land. Ein Automobil ist ja vielleicht ganz schön, aber es ist doch kein Mais. Und Fleisch ist auch nicht da. Und auch keine Bohnen und kein Chili.«

Señor Perez gab es auf, in dieser Weise mit dem blöden Indianer weiterzuverhandeln. Er griff von einer neuen Seite an.

»Sie werden doch einmal alt, nicht wahr?«

»Nein«, antwortete Jacinto. »Ich werde nicht alt. Wenn ich alt werde, dann bin ich tot. Dann sterbe ich. Alt werde ich nicht. Mein Vater ist auch nicht alt geworden. Er war gleich tot, als er glaubte, nicht mehr arbeiten zu können. Er war nicht alt. Er hat bis zum letzten Tage gearbeitet. Und

ich wiederhole, ich kann das Land nicht verkaufen, weil die, die nachkommen, auch Land haben müssen.«

Er begann nun, alles das wieder aufzuzählen, was er früher schon dem Licenciado Pallares gesagt hatte, in Bezug auf die Orangenbäume und Nussbäume und über die späteren Geschlechter, die ihm vorwerfen würden, dass er übel für sie gesorgt hätte und dass sie verhungern müssten, weil er das Land weggegeben habe.

Aber als er sich plötzlich erinnerte, dass er das alles schon einmal jemand erzählt hatte, und als er sah, dass seine Worte auch nicht den geringsten Eindruck auf Señor Perez machten, als er erkannte, dass Señor Perez, obgleich ein gelehrter Licenciado, gar nichts verstand von Land und von Pflichten und von all den Sachen, die Jacinto so wichtig erschienen, da fiel ihm etwas Neues ein.

Bisher hatte er, wenn er von denen sprach, die nach ihm kommen würden und essen wollten, nur an seine eigenen Kinder und Nachfahren gedacht und nur an Nachkommen im Allgemeinen.

Jetzt aber, als ob ihn jemand auf dem reinen Weg der Gedankenübertragung daran erinnert hätte, kam ihm zum Bewusstsein, dass er ja noch viel größere Pflichten habe. Höhere Pflichten als die für seine eigenen Nachkommen. Was sollte denn aus seinen Compadres, aus seinen Comadres werden? Was aus den sechzig Familien, die auf seiner Hacienda lebten? Sie wurden alle enterbt, entlandet, entwurzelt, wenn er die Hacienda verkaufte. Sie alle waren seine Kinder, seine Schützlinge, seine Mündel, seine Pflegebefohlenen. Wie konnte er sie verlassen und ihnen das Land nehmen? Sie waren sein Blut und seine Seele gleich

seinen leiblichen Kindern. Und alle werden doch eines Tages begraben werden von denen, die auch ihnen nachkommen werden und Land benötigen, um in der Welt sein zu können.

»Nein, ich kann die Hacienda nicht verkaufen, Licenciado.« Er sagte es jetzt noch bestimmter als vorher. »Die Hacienda gehört nicht mir, sie gehört ja auch meinen Compadres. Was sollen die denn tun?«

Señor Perez zündete sich eine Zigarette an und spielte eine Weile mit dem Wachsfädchen, als ob er nach der besten Antwort suche, um Jacinto mit einem Satze zu schlagen.

Als er das Fädchen ganz zerkrümelt hatte, sagte er: »Die Leute? Die können alle in den Camps arbeiten. Verdienen viel mehr als hier auf der Hacienda. Was haben sie denn hier? Fünfzig Centavos den Tag. Vielleicht achtzig. In den Camps verdienen sie fünf Pesos und arbeiten nur acht Stunden. Haben es viel leichter. Können sich Stiefel kaufen und ihren Frauen seidene Kleider und Lackschuhe und parfümierte Seife. Wenn sie sparen und nicht alles vertrinken, können sie sich bald einen Laden kaufen.«

Jacinto verstand das nicht. Er wusste gar nicht, wovon geredet wurde. In seinem Kopfe war immer nur ein Gedanke, ein einziger Gedanke. Aber dieser eine Gedanke war so stark, dass er für ihn die ganze Welt und alle ihre Probleme umfasste und erklärte. Alle Fragen wurden in diesem einen Gedanken für ihn endgültig gelöst. Er konnte diesen Gedanken nicht mit den schönen Worten eines Dichters ausdrücken, auch nicht mit den verschnörkelten Sätzen eines Gelehrten und auch nicht mit dem Zahlengewirr eines Volkswirtschaftlers. Er konnte ihn immer wieder

nur in einem kurzen, schlichten Satze hersagen: »Aber sie haben doch dann kein Land mehr, und sie können doch keinen Mais anbauen.«

Das Wort Mais hatte für ihn, den Indianer, denselben Ideengehalt wie für den Europäer das Wort ›Unser täglich Brot gib uns heute‹. Heute, heute, lieber Gott; denn wir können nicht bis morgen warten, wir haben heute Hunger, und wenn wir das Brot nicht heute haben, so sind wir morgen tot.

Für den Licenciado war aber das ewige Wiederholen desselben Satzes, den Jacinto wusste, langweilig. Jacinto wusste in der Tat keinen anderen Satz, weil in dem Satz ja alle seine Weisheit beschlossen lag, wie die Weisheit aller Menschen von jeher wurzelte in dem Worte ›Land ist Brot, und Brot ist Leben‹. Was brauchte es mehr!

Aber der Licenciado Perez wusste, dass man Mais überall kaufen könne. Man brauchte ja nur das Geld. Und das Geld kann man verdienen. Leicht verdienen. Für das Geld, das ihm die Kompanie versprochen hatte, falls er den Kauf der Rosa Blanca durchsetzte, konnte er sich eine ganze Schiffsladung Mais kaufen. Mais, Mais und noch einmal Mais. An etwas anderes dachten alle die stupiden Indianer nicht.

Dennoch: In all seiner Klugheit und in all seiner Rechtsgelehrsamkeit dachte der Licenciado Perez nicht daran, dass der Mais aber doch gebaut werden müsse, wenn man ihn haben oder kaufen wolle. Irgendwo musste der Mais doch gebaut werden. Aber der Licenciado lebte ja in einer andern Welt, wo man Mais und Land trennen konnte, ohne dass man daraus Probleme sich entwickeln sah. In seiner Welt war die Beziehung Mais und Land, Mensch und Land

völlig getrennt. In seiner Welt dachte man schon nicht mehr Mais, sondern man dachte nur Produkt. In seiner Welt sagte man: »Was gehen uns die an, die nachkommen? Nach uns der Weltuntergang mit drahtloser Filmvorführung im Schlafzimmer. Land, Land, Land. Was ist Land? Wir brauchen das Land für die Ölgewinnung, damit wir unsere Automobile füttern können. Mais? Land für Mais? Zur Hölle mit diesem verblödeten Indianer! Wenn wir Mais brauchen, weil wir alles Land verölt haben, dann machen wir ihn mit der Maschine und kaufen ihn in Konservenbüchsen.«

»Jacinto«, sagte nun Perez vertraulich. Und er sprach eindringlich wie ein Mann, der auf seinen Bruder, der von zu Hause fortgelaufen ist, einreden mag, um ihn zur Heimkehr zu überreden, weil sich die Mutter die Augen ausweint. »Jacinto, nun seien Sie doch einmal vernünftig. Ich will Sie ja nicht betrügen.«

»Das glaube ich auch nicht, dass Sie das wollen«, antwortete Jacinto.

»Ich will das Land ehrlich kaufen von Ihnen, für einen guten Preis.«

»Aber Licenciado, ich kann doch das Land nicht –«

»Halt, halt«, unterbrach ihn Perez mit einem Ton, wie man zu einem Kranken redet, den man nicht aufregen darf.

»Doch, Jacinto, Sie können verkaufen.«

»Nein, ich kann nicht«, sagte der Indianer eigensinniger als vorher. »Ich habe kein Recht dazu. Das Land gehört nicht mir.«

»Kommen Sie nun nicht abermals mit diesem Unsinn. Ich habe die Register durchgesehen und gefunden, das

Land gehört Ihnen. Die Titel sind in der besten Ordnung. Habe nie so gute und reine Rechtstitel gesehen. Das Land gehört Ihnen, und Sie können damit machen, was Sie wollen. Verkaufen oder verschenken oder verpachten.«

»Aber meine Compadres und die, die nachkom-«

Perez, geübt in den Kniffen des geschickten Anwalts, ließ dem Indianer keine Zeit, sich wieder in den alten hartnäckigen Gedanken zu verbeißen. Er wusste schon, was wieder folgen würde, und er griff darum gleich an: »Alle die Männer der Familien, die Sie hier auf der Hacienda haben, bekommen Arbeit in den Camps der Condor Co. Das verspreche ich Ihnen. Ich bringe das mit als Kaufbedingung in den Kontrakt. Die Leute sollen keiner weniger als drei Pesos den Tag verdienen, und wenn sie anständig sind und sich eingearbeitet haben, vier und fünf Pesos.«

»Ja, das glaube ich«, meinte Jacinto, »so viel verdienen die Peons in den Camps. Der Muchacho, der Junge vom José hier, arbeitet in einem Camp und bekommt vier Pesos. Der Junge vom Pedro arbeitet auch in einem Camp, er möchte Geld verdienen, weil er heiraten will und der Schwiegervater eine Kuh als Gabe für das Mädchen verlangt. Aber der Marcos, der auch in den Camps gearbeitet hat, ist wieder hier. Er sagt, er will nie wieder in das Camp gehen, und wenn man ihm zehn Pesos gibt. Er will lieber hierbleiben auf dem Land. Er sagt, er war immer traurig im Camp, und hier lacht er immer.«

»Er ist eben ein Esel, der Bursche. Man muss sich gewöhnen können, wenn man Geld verdienen will«, sagte der Licenciado. Und er hatte recht. Wie alle seines Berufs.

Er lenkte nun zur Abwechslung das Gespräch auf eine

andere Bahn: »Wenn Sie hier das viele Geld haben, Jacinto, dann können Sie sich ein Automobil kaufen.«

»Ich brauche kein Automobil«, sagte Jacinto gleichgültig.

»Aber, Mann, *hombre*, dann können Sie doch in einer halben Stunde in Tuxpam sein.«

»Ich will ja aber gar nicht in einer halben Stunde in Tuxpam sein. Ich will ja mit den Leuten am Wege sprechen und sehen, wie ihr Mais steht und was die Kleinen machen, die ich alle kenne, und ich will sehen, ob die blauen Buschblumen schon heraus sind und ob die großen Schildkröten an der Laguna Eier in den Sand gelegt haben und ob der schwere Mahagonibaum, der vor vier Jahren abbrach und sich quer über den Weg legte, noch immer nicht verfaulen will. Ich habe schon zwei Mal Feuer untergelegt, damit er durchbrennen soll. Aber er brennt nicht durch, und wir müssen nun immer herumreiten.«

»*Estupido*, stupid, stupid«, sagte Perez halblaut, und dann laut: »Aber sehen Sie, in einem Automobil –«

»Wenn ich nach Tuxpam will, um Schweine zu verkaufen oder um einen neuen Hut für Nazario mitzubringen, dann nehme ich den gelben Macho und reite früh um halb vier fort und bin um neun in Tuxpam. Das ist mir dann gerade Zeit genug. Und ich habe alles auf dem Wege gesehen, und ich habe mit Rafael gesprochen, der sich ein neues Palmdach auf den Jacal, auf sein Haus, gelegt hat, weil das andere zu alt war und es durchregnete. Dann bin ich immer noch zeitig genug in Tuxpam. Ich brauche kein Automobil. Wirklich nicht, Licenciado.«

Perez sah sich wieder einmal in seinen Hoffnungen getäuscht, und es kostete ihn ersichtlich große Mühe, eine

neue Idee zu finden, um Jacinto den Besitz vielen Geldes verlockend zu machen.

Ehe er sich aber etwas Neues ausdenken konnte, das Jacinto der Welt der Geldmacher vielleicht hätte näherbringen können, hatte der Indianer endlich eine Antwort gefunden auf das Angebot, alle Compadres als Arbeiter in den Ölcamps unterzubringen. Er konnte im Kopf nicht so schnell arbeiten wie ein Licenciado, der darin geübt war. Bei ihm dauerte es länger. Aber obgleich es länger dauerte, so traf er dennoch den Punkt. Und er traf ihn genauer, als Perez erwartet hatte.

»Das ist recht gut, wenn hier die Männer Arbeit in den Camps bekommen. Es mag wirklich sein, dass sie dort arbeiten können und Geld verdienen. Aber wenn der Brunnen gebohrt ist, dann ist keine Arbeit mehr für die Leute. Dann bekommen sie auch kein Geld mehr.«

»Die Kompanie bohrt nicht nur hier Brunnen, sie hat sehr viel Land. Da werden dann die Leute von hier hingeschickt.«

Jacinto war aber nun durchaus auf dem richtigen Wege: »Dort aber, wo die Leute hingeschickt werden, sind dann doch die Leute von jenem Land, die Arbeit haben wollen. Was tun dann die?«

Perez fühlte, dass er überrumpelt war. Er fand hier nicht heraus. Ohne viel darüber nachzudenken, platzte er heraus: »Jene Leute müssen dann eben weitergehen und sehen, wo sie Arbeit finden.«

»Aber man hat ihnen doch das Land weggekauft, wie können sie denn nun leben, wenn die Männer von hier ankommen. Sie haben doch kein Land mehr. Die müssen doch

alle sterben, wenn die Männer von hier kommen. Es wird auch nicht ewig gebohrt. Einmal ist es doch alle, das Öl. Dann haben alle Männer vergessen, wie man Mais baut.«

So einfach, wie alle Probleme waren, wenn Land genug da war und die Leute verstanden, es zu bebauen, so verwickelt wurden plötzlich die einfachsten Fragen, sobald die Leute aus ihrer Erde herausgerissen wurden. Das sah jetzt selbst Señor Perez ein. Der Indianer hatte ihn völlig aus seiner sicheren Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft geworfen, hatte ihn selbst aus all den Weisheiten hinausgeschleudert, die sich Señor Perez in Schule und Leben erworben hatte. Hätte er einem andern Licenciado, einem andern gebildeten Mann, ja hätte er sich nur einem Kaufmann aus einer größeren Stadt gegenübergesehen, dann wäre er mit diesen Problemen irgendwie fertig geworden. Mit einem andern Manne, der in der Stadt und in städtischen Erwerbsmöglichkeiten lebte, hätte er diese Fragen besprechen können. Sie wären sicher zu einer Lösung gelangt, die beide befriedigt hätte, weil sie beide die gleiche Sprache redeten. Sie hätten sprechen können von Gesetzen, die dann nötig wurden, von Parlamentsbeschlüssen, von Dekreten des Präsidenten, von besseren Transportmöglichkeiten, von Massenproduktion notwendiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse, Massenproduktion infolge weitgehender Anwendung leistungsfähiger Maschinen und wissenschaftlicher Lehren. Freilich blieb die Frage immer offen: Wo nehmen wir das Land her? Denn dass man Mais aus den Abfallprodukten des Öls oder aus der Schlacke der Steinkohle machen könnte, das schien ja selbst einem Licenciado ein wenig zu weit gegriffen.

Wie dem auch immer war, gegenüber der verblüffenden Einfachheit, in der Jacinto die Probleme der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Daseins sah, kam sich Perez sehr hilflos vor. Er konnte den Indianer nicht erreichen. Es war so, als ob der Indianer auf einem andern Planeten stünde, zu dem man von dem Planeten, auf dem der Licenciado stand, niemals und mit keinem Mittel hinüberreisen kann.

Der Indianer fühlte nicht, dass er den Licenciado geschlagen hatte, weil er nicht begriff, dass jemand anders denken könne als er, der Indianer, der in der Erde und mit der Erde lebte. Als ein Erzeugnis der Erde. Gleich einem Baume.

Darum konnte er auch mit der letzten Waffe, die der Licenciado für die stärkste Waffe hielt und bis zuletzt aufbewahrt hatte, nicht besiegt werden.

Señor Perez nahm den dicken Leinensack zur Hand. Er wog ihn eine Weile bedächtig, und dann schüttete er mit einer raschen Bewegung den ganzen Inhalt aus, goldene Zehn-Peso-Stücke. Hídalgos. Weil sie das Bild des mexikanischen Befreiungskämpfers Hidalgo aufgeprägt trugen.

Perez begann, das Geld abzuzählen, als ob der Kauf bereits abgeschlossen sei.

Er häufte das Geld in kleinen Säulchen auf, je fünfzig Hídalgos übereinandergelegt. Es sah sehr hübsch aus.

Er hatte endlich vierhundert solcher Säulchen aufgestellt in Reihe und Glied wie Soldaten.

Wohlgefällig, beinahe andächtig, überblickte er das Regiment und sagte: »Die Kompanie zahlt Ihnen für den Hektar fünfhundert Pesos Oro Nacional. Achthundert Hektar sind vierhunderttausend Pesos in Gold. Das hier sind nur zweihunderttausend. Sie bekommen also noch einmal den gleichen Haufen. Morgen schon, wenn Sie wollen.«

Der Eindruck, den Perez zu erwecken gehofft hatte, blieb aus. Der Indianer hatte durchaus kein Verständnis für diese Menge Gold. Hätte man ihm einen Berg Mais hingelegt oder fünfhundert Schweine, das hätte er verstanden. Freilich hätte er auch dafür Rosa Blanca nicht verkauft. Der Mais war eines Tages aufgegessen, und die Schweine

waren eines Tages aufgegegessen. Und was dann? Hunger für die, die nachkommen. Verlässlich war nur die Erde. Sie erzeugte ewig und ewig, in nimmermüder Freigebigkeit, ewig und ewig sich wiederholend in Jungfräulichkeit, in bebender Liebe, in heißem Empfangen, in jubelndem Gebären, in zufriedenem Dahinwelken, und dann kam wieder das stille und heilige Neuaufkeimen rührender Jungfräulichkeit, bebender Liebe und so fort ewig und ewig – wie die Sonne, wie der Mond, wie Tag und Nacht.

Aber das Geld, der Mais, die Schweine, so viel es auch war, das alles war nur einmal und niemals wieder.

Jacinto kannte auch recht gut den Wert eines *Hidalgos*. Das waren hundert oder hundertfünfzig oder auch nur achtzig Kilo Mais, je nach dem Marktpreis. Es war ein ausgewachsenes Schwein mittelmäßiger Güte. Ein *Hidalgo*, zehn Pesos, war viel Geld. Sehr viel Geld. Aber dieses Regiment Goldstücke, die hier auf dem Tisch aufmarschiert waren, machte keinen Eindruck auf ihn. Deren Wert fasste er nicht. Es war eine Gaukelei. Einen solchen Wert gab es nicht.

»Das sieht sehr schön aus, *Licenciado*«, sagte er endlich, um der Spielerei des *Licenciado* eine höfliche Anerkennung zu widmen.

»Gehört alles dir, Jacinto.« Perez duzte ihn plötzlich, um recht brüderlich zu erscheinen. »Das gehört alles dir und noch einmal so viel, denn das ist nur die Hälfte. Für die *Rosa Blanca*.«

Der *Licenciado* hätte Jacinto auch ganz gut das Geld anbieten können für das Recht, ihm das Herz aus der lebenden Brust zu schneiden.

So geschah es, dass jenes Regiment Gold für Jacinto kein Leben annahm. Es erweckte keine Träume in ihm. Regte keine Hoffnungen an. Diese Säulchen hatten keine Macht über ihn und konnten keine Macht über ihn gewinnen, weil vor seinen Augen etwas Größeres stand, etwas Höheres, etwas Heiliges.

Was er besaß, das hatte er von seinen Vätern übernommen, nicht um es als Eigentum zu besitzen, sondern um es zu erhalten und es dereinst weiterzugeben an die Nachfolgenden. Was er besaß, war ihm nur geborgt worden, war nur sein, um es für die kommenden Geschlechter zu verwalten. Seine hohe Pflicht war, das geborgte Gut ungeschmälert weiterzugeben, wenn seine Stunde kam. Was hätte er sagen können, wenn er dereinst in den Jagdgründen der Ewigkeit seine Väter antraf und sie ihn fragen würden: »Was tatest du mit unserem Gut? Was tatest du mit dem Gut unserer Enkel und Urenkel?« Er hätte sich vor Scham verkriechen müssen in die fernsten und dunkelsten Winkel der Gebüsche, wo nie die Sonne hinscheint und nie der Mond sein sanftes Silber hineingleiten lässt. Und was gar, wenn alle die Väter seiner Compadres kamen und ihn fragten: »Was tatest du mit unsern Söhnen und Töchtern?« Und das würde so fortgehen bis in die urewigen fernsten Zeiten hinein. Alle dreißig oder vierzig oder fünfzig Jahre würden neue Männer heraufkommen in die grünen Jagdgelände und würden ihn fragen: »Wo ist das Gut, das dir deine Väter anvertrauten für uns?« Sie würden ihn herauszerren aus seinem dunklen Winkel und dann wieder zurückschleudern, wenn er nicht antworten könnte. So würde das fortgehen ewig und ewig. Und niemals Ruhe. Niemals Ruhe.

Und so wie das Gold vor ihm kein Leben bekam, so bekam die Rosa Blanca in diesem Augenblick, als um sie gekämpft wurde, alles Leben. Sie nahm Gestalt an. Sie sprach zu ihm. Sie lachte ihn an. Sie wurde Person. Er hörte sie singen. Er konnte es nicht mehr ertragen. Er stand auf und trat in die offene Tür.

Dort stand er und überblickte den Hof. Der Hof sah, wie meistens, auch heute nicht aufgeräumt aus. Jenes hatte er schon hundertmal ändern wollen und dieses. Immer wenn er es sah, wollte er es ändern, und immer gleich darauf war es vergessen und blieb.

Da in der Ecke, dicht bei dem Zaun, lag das alte zerbrochene Karrenrad eines Maultierkarrens, an dessen Existenz sich niemand mehr auf der Hacienda erinnern konnte.

Jenes Karrenrad verwitterte langsam, denn es war aus gutem, eisenhartem Holz. Jeden Sonnabend sollte es fortgeräumt werden, und am Sonntagmorgen, wenn er in den Portico trat, lag das Karrenrad noch immer in seiner Ecke.

Er erinnerte sich, dass es schon dagelegen hatte, als er fünf Jahre alt war. Da hatte sein Vater gesagt: »Das alte Karrenrad kann auch verbrannt werden, der Manuel mag es heute Abend zerhacken und das Holz zu den Frauen in die Küche bringen.«

Der Auftrag wurde vergessen, und das Rad wurde nicht zerhackt. Dann sagte der Vater wieder einmal, als er es sah: »Das Rad könnte man vielleicht zu etwas gebrauchen, ich werde mit Manuel reden, was er denkt, was man damit machen könnte.«

Jacinto war dann, als er etwa acht Jahre alt war, in den

Speichen herumgeklettert mit der Absicht, seinen Körper geschmeidig zu machen gleich dem einer Schlange.

Eine Zeit lang diente es dazu, einen jungen Kojoten, den er mit anderen Jungen gefangen hatte, daran festzubinden. Sie wollten den Kojoten zähmen, um ihn als Hund zu verwenden. Aber eines Nachts hatte sich der Kojote von dem Strick losgebissen und war entwischt.

Dann sollte das Rad wieder einmal verbrannt werden. Dann sollte es wieder einmal mithilfe Manuels zu etwas anderem gebraucht werden. Dann, als Jüngling, hatte Jacinto des Abends auf dem Rad gesessen und – es war in seiner Liebeszeit – von seinem Mädchen, das jetzt seine Frau war, geträumt. Hatte, darauf sitzend, süße Rancholieder vor sich hin gesummt. Und hatte manche Nacht darauf gehockt und still vor sich hin geweint, als er glaubte, dass sie ihn nicht mochte.

Hatte dann, ein wenig später, mit ihr des Nachts zusammen darauf gehockt und an zehn oder mehr Stellen Kerben eingeschnitten für die Umarmungen, die sie ihm gab oder was es sonst sein mochte. Er wusste gut, was es war, wofür er die Kerben einschnitt. Dann starb der Vater.

Aber das alte, zerbrochene Karrenrad lag noch immer da. Und noch immer an derselben Stelle.

Dann starb auch der alte Mayordomo, der Manuel, der so oft den Auftrag erhalten hatte, das Rad zu zerhacken oder es zu etwas anderem zu gebrauchen.

Jedoch das Rad ließ sich durch den Tod der beiden Männer nicht stören. Es lag da und lag da.

Und nun seit Jahren, jeden Sonnabend, wenn der Hof aufgeräumt wurde, gab Jacinto den Befehl, dass das Rad

endlich einmal beseitigt würde. Und jeden Sonntagmorgen, wenn er in den Portico trat und nach dem Wetter sah, lag das Karrenrad noch immer da. Bis zum nächsten Sabado. Aber am Sonntag würde sicher etwas auf dem großen Hof gefehlt haben, hätte das Karrenrad nicht noch immer da gelegen.

Und so lag es auch jetzt da, friedlich, gemütlich, unverfroren, ausdauernd und selbstbewusst, und wartete auf das endliche Verfaulen.

Sein ältester Junge, Domingo, saß jetzt oft, allein und weltverloren, auf dem Rade und schnitt gelegentlich Kerben ein, wie er, der Vater, wohl bemerkt hatte.

Er wusste auch, wer das Mädchen war.

Was er jedoch am besten wusste, war, dass jenes Karrenrad immer noch daliegen würde, wenn er eines Tages abgerufen wurde. Denn das Rad war kein lebloses Stück alten verwitternden Mahagoniholzes. Das Rad war ein Symbol. Ein Symbol der Rasse. Das Karrenrad war zeitlos geworden.

Jacinto blickte zur Seite, und dort hockte Emilio, der Junge der Cocinera, der Köchin. Er hockte da auf dem Erdboden, hatte vor sich einen Schilfkorb stehen und körnte die Maiskörner aus den Kolben mithilfe eines schon entkörnten Kolbens. So, genau so, wurde der Mais hier schon entkörnt vor fünftausend Jahren, mehr, vor zwanzigtausend Jahren. Eine Entkörnungsmaschine, die in fünf Minuten mehr auskörnte als der Junge in zwei Stunden, kostete sechzig Pesos oder gar nur fünfundvierzig. Sie sollte schon gekauft werden, als der Vater noch lebte. Jacinto hatte sie schon hundertmal kaufen wollen. Aber vielleicht geht es

noch eine Weile ohne. Es ist ja fünftausend Jahre so gegangen. Warum denn nun mit einem Male so plötzlich? Der Emilio hat ja sonst sowieso auch weiter nichts zu tun und geht doch immer nur Kaninchen jagen. Kann er auch gut Mais auskörnen. Bekommt er kräftige Hände und Finger davon. Kann ihm nur nützlich sein im Leben.

Drüben, in der Nähe des Zaunes, der den weiten Hof umfriedet, doktert Margarito, der Mayordomo der Hacienda, an zwei Mules, die sich infolge ihrer Trägerarbeit den Rücken durchgeschauert haben. Er wäscht die Wunden mit schwarzer Seife und heißem Wasser sorgfältig aus und singt dabei.

Er singt das uralte Rancholied von dem schönen Indianermädchen, das einen Indianerburschen liebte, ach so sehr, so sehr liebte. Aber dann kam der Mexikaner mit großem rotem Hut und schweren silbernen Sporen herangesprengt, ach so sehr stolz, so sehr stolz, herangesprengt auf einem weißen Ross, ach so sehr, so sehr weißem Ross herangesprengt. Und der stolze, ach so sehr stolze Mexikaner auf weißem Ross und mit schweren silbernen Sporen sprach viel honigsüße Worte, ach so sehr süße, so sehr süße Palabras. Und er verführte das Indianermägdelein, das ach so sehr, so sehr in Furcht war vor dem stolzen Mexikaner in dem großen roten, ach so sehr großen roten, so sehr großen roten Hut. Und so bekam das Indianermägdelein ein kleines Kindelein, ach so ein ganz kleines, so sehr kleines Kindelein; und das Mägdelein, *la Mamacita tan morena*, starb mit ihrem kleinen Kindelein heimlich im tiefen, ach so sehr tiefen, so sehr tiefen Busch, und eine blaue Blume, ach so sehr blaue, so sehr blaue Blume fiel auf ihr Grab, das

die Ameisen, ach so sehr geschäftig, so sehr geschäftig, über das tote Mägdelein erbauet hatten.

Während nun Margarito die hundertzwanzig Strophen, oder wie viele es sein mögen, singt – Jacinto hört in seiner Seele das ganze lange Lied in einer halben Minute, denn auch er kennt es und sang es in seiner Liebeszeit und stets mit Tränen im Gesicht – und während Margarito singt und mit Andacht und Inbrunst die Reime schmelzend wiederholt, unterbricht er sich zuweilen und schreit auf die Mules ein: »Caramba, zum Donnerwetter, du Cabron, du himmelgottverfluchter und verfuckter Hurensohn, steh endlich still, oder ich trete dich wahrhaftig, bei der heiligen allerreinsten Himmelsjungfrau, *por la Santa Purisima*, doch noch in den verfluchten Arsch, du stinkiger Sohn einer alten Hure.«

Aber dieses gelegentliche Zurückfallen in die brutale nackte Wirklichkeit des harten arbeitsreichen Lebens tut dem gefühlvollen Gesang des Margarito keinen Abbruch. Er singt nach dieser irdischen Entgleisung ohne erschütternde Dissonanz sofort wieder in rührend schmelzender Weise von dem schönen Indianermädchen, das von einem stolzen Mexikaner in rotem Hut und auf feurigem weißem Ross verführt und entführt wurde. Dissonanzen sind Margarito fremd. Alles reimt sich, und alles ist in Harmonie. Jacinto ist Compadre des Margarito, er ist Pate von allen seinen Kindern; und der Vater des Margarito ist Pate von zwei Kindern des Jacinto, von den beiden ältesten, von Domingo, dem Jungen, und von Juana, dem ältesten Mädchen. Die Abkunft des Margarito ist nicht ganz klar. So wird wenigstens getan. Aber auf der ganzen Hacienda

weiß man und jedem, der es wissen will, wird es erzählt, dass der Vater des Jacinto auch der Vater des Margarito ist. Margarito selbst hält diese Tatsache für wahrscheinlich. Jedenfalls streitet er sie nie ab. Und seine Mutter, die noch lebt, auf der Hacienda die Hühner versorgt und im Haus mithilft, sagt weder Ja noch Nein. Sie ist weder stolz darauf noch beschämt. Wenn ihr Gott die große Gnade erwies, sie mit Kindern zu segnen, so ist es an sich gleichgültig, wer der Vater ist. Der Vater wird von Gott geschickt als Mittel zum Zweck. Alimentationsfragen entstehen nicht, denn es wächst Mais, und es wachsen Bohnen auf der Hacienda in Fülle; und jeder, der da lebt, hat ein Anrecht auf den Mais und auf die Bohnen und auf die Hühner und auf die Schweine. Ob da zwanzig Kinder mehr essen oder fünfzig, Kinder, die sich auf die Familien verteilen und deren Vater es als Ehre und Gnade des Himmels betrachtet, wenn er Vater sein darf, auch wenn er es gar nicht ist, das sind unwichtige Dinge. Der Patron der Hacienda sieht gar nicht hin. Die Kinder, alle Kinder, sind vom Himmel gesandt, und darum haben sie ein Recht zu leben. Wäre da kein Vater, dann ist immer der Patron der Hacienda noch da, der die Kinder ernährt, ernähren muss nach indianischem Gesetz und auch freudig ernährt, ob Gesetz oder nicht Gesetz. Gesetze, die nicht im Blut sind, haben ja sowieso keinen Wert.

Und Jacinto sieht hinüber zu den verstreuten Hütten und schiefen Adobehäusern, wo sie alle wohnen, die Nachkommen sind jener, die mit seinen Vätern hier lebten. Ein kleines Volk, aber ein echtes Volk mit echtem König. Wo der König nicht Herrscher ist, wo der König nicht in Luxus lebt von dem, was sein Volk für ihn errackert, wo der Kö-

nig nichts ist als Verwalter, als Ratgeber, wo seine ganzen Rechte als König darin bestehen, für das Wohlergehen derer verantwortlich zu sein, die ihm von seinen Vätern anvertraut wurden. Anvertraut nicht als Untertanen, sondern als Gleichberechtigte, die sich in Jahrtausenden von Erfahrungen darauf geeinigt haben, dass eine Familie das Land des Volkes verwaltet, um zu vermeiden, dass nach dem Tode des Oberhauptes der Familie die Männer des Stammes in einen blutigen Krieg eintreten, um das Recht zu erkämpfen, wer Verwalter und Führer für die nächste Generation sein soll. Für solche Kämpfe haben die Leute keine Zeit, und sie haben keine Zeit, den Hass zu besänftigen, der nach solchen Kämpfen im Volke zurückbleibt. Solche kleinen Völker werden immer nur dann in ihrer Ordnung und in ihrem uns primitiv erscheinenden Aufbau und Zusammenhalt gestört, wenn eine Sippe oder ein Stamm von Städtern, von Städteerbauern auf den Plan tritt.

Städte müssen Menschen in Massen aufsaugen, um bestehen und sich entwickeln zu können. Und da diese Massen viel weniger Land bewohnen, als nötig ist, sie zu ernähren, brechen sie in die Völker ein, die mit der Erde unmittelbar verwachsen sind, und bauen eine Ordnung auf, in der der Städter zum Tyrannen und der Bauer zum Heloten wird.

Aus den Hütten qualmte der Rauch der Herde durch die immer offene Tür und durch die Ritzen der Wände. Vor einigen Hütten knieten die Frauen vor dem Metate und rieben den Mais. Die Schweine, die Hühner, die Truthühner, die Esel, die Vögel und Tiere des Buschs und des Dschungels, die gezähmt waren und sich an das Haus gewöhnt hatten: Kleine Rehe, Waschbären, Hunde und Katzen liefen auf den

Höfen umher, drängten sich dicht an die Frau, die vor dem Metate hockte. Wenn sie sich ein wenig aufrichtete, um sich den Schweiß aus der Stirn zu wischen, so warf sie vielleicht einen Brocken des Maisteigs zwischen die hungrigen Gäste des Hofes, die einen wilden Kampf darum begannen. Dann lachte die Frau und ging wieder mit frischen Kräften an ihre Arbeit. An die Arbeit, die eine Handmühle in drei Minuten schafft und an der die Indianerin eine Stunde sitzt und alle Kräfte daranwendet, die sie in sich hat. Aber die Handmühle kostete fünfzehn Pesos, und was hätte man mit der übrigen Zeit anfangen sollen, wenn man die Maza in drei Minuten fertig hat? Es war ein viel größeres Vergnügen, all die Tiere um sich zu haben und all die Kinder dazwischen. In den drei Minuten an der Handmühle konnten die Tiere sich nicht versammeln, konnten die Kinder nicht mit den Tieren herumjagen und herumkreischen, konnte man nicht so viel sehen und nicht so viel erleben. Wenn man sah, wie der Waschbär auf die Katze losging oder der Hund vom Truthahn verdroschen wurde, das war Leben. Die Handmühle war kein Leben, kein Lachen; und man konnte dem Manne, wenn er vom Felde hereinkam, nichts erzählen, dass auch er lachen musste.

In einem alten aufgehängten Fassreifen bei einer anderen Hütte saß ein Papagei. Er war nicht angebunden und verübte die tollsten Streiche gegen die Kinder, gegen die Katze, gegen den Hund, gegen die Schweine. Wenn er während des Essens dann auf seinem Brett saß und seine zwei Tortillas bekam, so aß er nur wenig von den Tortillas. Er ließ die meisten Stückchen herunterfallen für ein bestimmtes

Schwein, das er bevorzugte. Es war ein kleines, wildgraues, hässliches Schwein. Aber Loro, der Papagei, liebte es. Er ließ die Stückchen nur fallen, wenn jenes Schwein unter dem Brett stand. War ein anderes dort oder liefen Hühner umher, um etwas aufzuschnappen, so ließ er nichts herunterfallen. Das Schwein, das vom Papagei so geliebt wurde, sah auf zu ihm wie zu einem Gott, der Welten verschenkt. Die Familie, die in dieser Hütte wohnte, hatte das tausendmal gesehen; aber jeden Tag zu Mittag kamen die Kinder heraus, um es immer wieder zu sehen. Sie konnten es nicht oft genug sehen. Wenn ein anderes Schwein den Brocken erwischte, den der Papagei für seinen Günstling hatte fallen lassen, dann schrie der Papagei wie besessen: »*Cochino! Cochino!* Schwein! Schwein!« Es war das Einzige, was er neben »*Como estas? Wie geht's?*« sprechen konnte. Jacinto hörte, während er auf der Veranda stand, das Kreischen »*Cochino, cochino*«. Er kannte es, kannte den Papagei, kannte die Familie, kannte alles, alles. Das kreischende Geschrei des schimpfenden Papageis kam zu ihm nicht als ein einzelner Laut, es kam zu ihm als ein Ton, als eine Note in den tausend Tönen des ewig gleichen, vertrauten und heimatischen Singens der Rosa Blanca. Alle Geräusche, alles Lärmen, das Brüllen der Kühe, das Grunzen der Schweine, das Gackern der Hühner, das Krähen des Hahnes, das glucksende Belfern des Truthahnes, das Juchzen der Kinder, das winselnde Wimmern der Säuglinge, das gelegentliche Bellen der Hunde, das Klatschen von Tortillas in den Hütten, das Summen der Fliegen, das Geschwätz und Geschnatter der Frauen in der Küche seines Hauses, das Fluchen und Sichverschwören des Margarito, der an den

Mules dokterte, das Quietschen des Hintertors, das in diesem Augenblick geöffnet wurde, das Blöken eines Jungen, dem seine Mutter eins hinter die Ohren zu wischen schien, weil er einen Krug zerbrochen hatte, das Rufen eines Indianers draußen in den Feldern, das Geigen der Zikaden und Grillen, das leise Läuten der sonnendurchfluteten blauen Luft über ihm, alles das vermischte sich zu einem einzigen geschlossenen Gesang für ihn. Der urewige Gesang einer mexikanischen Hacienda. Hier der besondere Gesang der Rosa Blanca.

Weit hinter den Hütten sah er Frauen den Hügel heraufkommen mit Krügen auf dem Kopfe, in denen sie das Wasser vom Flusse zu ihren Heimen trugen. Die Frauen gingen barfuß. Das schwarze Haar lang offenhängend. Sie hatten es am Flusse gewaschen. Sie trugen lange, rot und grün gestreifte Röcke um die schlanken Lenden gewickelt und weiße Blusen mit kurzen Ärmeln und roten Stickereien auf der Brust. So ging auch seine Frau gekleidet. Genau so. Nur wenn er sie mitnahm nach Tuxpam zum Tianguis, zum Markt, dann trug sie ein Kattunkleid und Schuhe. Aber einen Hut hatte sie nie. Nie gehabt in ihrem Leben. Immer nur den Schal des Landes, den Rebozo.

Von den Feldern kamen die Männer gemächlich schlenkernd heim zum Essen. Sie trugen die Machete in der Hand und Hacken über der Schulter. Einige rauchten. Einige pfffen. Die Jungen, die mit ihren Vätern draußen gewesen waren, haschten sich gegenseitig und grölten. An der kleinen Kapelle war die Tür mit frischem Grün geschmückt für die Fiesta am nächsten Sonntag.

Alles das sah Jacinto jetzt so, als sähe er es zum ersten Male in seinem Leben. Nie vorher hatte er das Singen der Rosa Blanca so vollendet gehört wie jetzt. Und nie vorher hatte er so stark gefühlt, dass er der Kern des Ganzen hier war, dass, wenn er sich hier von seiner Verantwortlichkeit lösen würde, dann alles zusammenbrechen müsste. Die Familien würden sich zerstreuen, uralte Bande würden zerrissen werden, der Sohn würde seinen Vater nicht mehr kennen, der Neffe nicht mehr seinen Onkel. Die Rosa Blanca würde nicht mehr die uralte Heimat eines Volkes sein. Sie wird in der Erinnerung der Kinder der Rancho sein, wo der Vater einmal gearbeitet hat. Nichts wird die Kinder mehr in ihrer Seele mit der Rosa Blanca verknüpfen. Die Rosa Blanca wird gleich sein der Fabrik, in der der Vater arbeitet in der Stadt. Etwas Notwendiges, aber etwas, zu dem man keine persönliche Beziehung hat. Man wird wechseln von Ort zu Ort, um Arbeit zu finden, um leben zu können. Nichts wird mehr sicher sein. Heute ein guter Lohn, morgen ohne Arbeit. Die Rosa Blanca hatte immer Arbeit, immer Nahrung, solange die Sonne aufgeht und untergeht. Aber dass es etwas in der Welt gibt, was einem Menschen die Sicherheit des Lebens und der Nahrung verbürgt, das werden die Kinder vergessen haben. Nahrung allein wird die Fabrik sein, das Ölcamp, die Kupfermine, die Textilfabrik, wo alle Arbeiter Nummern sind und alle Nummern haben, die am Abend beim Verlassen der Fabrik an einer Tafel aufgehängt werden.

Alles das wusste Jacinto nicht. Er wusste nur, dass, wenn seine Compadres, wenn alle hier, die so gut wie seine Kinder waren, nicht mehr eine Rosa Blanca hatten, die ihre

Urheimat war, dass dann etwas Höllisches mit ihnen geschehen würde. Es würde mit ihnen etwas geschehen, was einem Fisch geschieht, den man in den Sand wirft, was einem Baum geschieht, den man ausgräbt und auf einem Steinhaufen in der Sonne liegen lässt.

Weniger als fünf Minuten hatte Jacinto hier auf der Veranda gestanden, um zu überlegen, ob es einen Ausweg gebe. Ihm waren diese fünf Minuten wie ein ganzes Leben erschienen. In diesen fünf Minuten hatte er nicht nur mit der Jetztzeit gelebt, sondern auch mit der Vorzeit und mit der Nachzeit. Er hatte gesprochen mit Vorvätern, die er nicht kannte, von denen er aber wusste, dass sie seine Vorväter waren. Er hatte gesprochen mit seinen Nachfahren, von denen er gleichfalls wusste, dass sie seines Blutes, seines Stammes waren, obgleich er sie nicht kannte. Es war schon schwierig gewesen, die Nachfahren zu finden. Er hatte sie im Geiste weitherum suchen müssen, weit in der großen Republik und selbst bis hinauf in die Vereinigten Staaten. Denn sie lebten nicht mehr auf der Rosa Blanca.

La Rosa Blanca war Lote Nr. 95 bis Lote 144 der Condor Oil Co. Inc. S. A. Rosa Blanca war ein Terreno, übersät mit hohen, nüchternen Ölbohrtürmen.

Wo einst die Orangen- und Zitronenbäumchen standen, wo einst die Kronen der Papayabäume sich in der flirrenden Luft wiegten, um ihre reifenden Früchte in der Sonne zu baden, wo einst die grünen Maisfelder waren und wo sich die Stauden im Reifen der goldenen Kolben ihre ewigen Märchen zuwisperten, da stöhnten und ratterten jetzt fauchende Lastautos mit stählernen Raupenbändern mitleidlos über die gequälte Erde, die sich hier aufbäumte in

Schmerz und sich dort in Zorn knirschend zwischen die stählernen Bänder drängte, um deren brutale Macht zu zerbrechen. Ein Gewirr von eisernen Rohren überzog die Felder. Und darüber war ein Netz von Lichtkabeln und Telefondrähten.

Wohin man blickte, war ein Zischen von Dampfvolken, ein Aufblasen von schweren, dicken Nebelballen. Der Boden war schlammig und sumpfig von Öl, das entsetzlich stank und die Luft verpestete.

Überall war Schreien und Kommandieren, Schimpfen und Lärmen. Dampfpfeifen heulten. Drahtseile kreischten schrill über keuchende Räder und über quietschende Rollen.

Rohre schleppende Reihen von Indianern marschierten über die Felder wie Sklaven in Ketten, gehetzt von fluchenden Aufsehern. Die sonnendurchflutete Luft, die einst so voll war eines jauchzenden Gesanges, war nun angefüllt mit dem Gestöhn und dem Gekeuche, dem Rattern und Knattern, dem Stampfen und Poltern der Maschinen und Pumpen.

Von Jacintos Nachfahren war keiner mehr hier außer einem. Und dieser eine marschierte stolpernd in der Reihe der Rohre schleppenden Sklaven, die zwei Pesos fünfzig den Tag bekamen und, wenn sie nicht willig waren oder wenn sie sich den Fuß mit einem daraufgefallenen Rohr zerquetscht hatten, entlassen wurden.

Diesen einen seiner Nachfahren traf Jacinto hier im Geiste an. Er hielt ihn an: »Wie gefällt es dir denn hier, Hijito, mein Sohn?« Antwortete der Nachfahr: »Gut, Padre. *Gracias*. Ich bekomme zwei Pesos fünfzig. In Pachuca, in

den Silberminen, bekam ich nur einen Peso siebzig. Ich habe acht Kinder. Es ist hart, sie durchzubringen. Der Mais kostet jetzt zweiundzwanzig Centavos das Kilo, und die Hälfte ist hohl vom Wurm. Aber ich darf hier nicht länger stehen bleiben und mit dir sprechen, *padrecito mio*, mein liebes Väterchen; denn wenn mich der Foreman hier stehen sieht und schwätzen, dann schmeißt er mich raus. Es ist nicht so leicht, andere Arbeit zu finden. Und ich habe acht Kinder.« Er bückte sich über Jacintos Hand und küsste sie. Dann sprang er rasch in die Reihe der marschierenden Rohre schleppenden Sklaven zurück.

Jacinto hätte eigentlich nicht zu überlegen brauchen. Er war der legitime Besitzer der Rosa Blanca. Aber er hielt es doch für gut, eine Weile mit sich zu Rate zu gehen. Er wusste von anderen Rancheros: Will eine amerikanische Petroleumkompanie einmal Land haben, dann ist es schwer, sein Land zu verteidigen. So viel kann man seinen Anwälten nicht zahlen, wie eine Kompanie ihren Anwälten zahlt. Vielleicht hat man sich sogar auch noch gegen seine eigene Regierung zu verteidigen, und das ist ebenso schwer wie gegen eine amerikanische Ölkompanie. Die Regierung erzielt hohe Einkünfte aus den Ausfuhrzöllen für das Öl, darum sieht sie darauf, dass recht viel Öl produziert und ausgeführt wird. Die Regierung braucht das Geld, angeblich um Schulen und Straßen zu bauen und den Parlamentsdiputados hohe Tagesdiäten zu zahlen, um sie sich als Freunde zu halten. Diputado sein ist ein Geschäft wie Schnapsbrenner oder Seidenhändler oder Zeitungsverleger. Der Diputado kann es nicht für einen Centavito tun, wenn er über das Wohl

des Volkes beraten soll. Wie auch die Kirche nicht umsonst Seelen retten und umsonst die Lehre des wahren Heils verkünden kann. Auf den Gotteslohn, von dem man sagt, dass er so süß sei, warten immer nur die, die nie klug werden. Diputados aber und Pfaffen gehören zu den klugen Leuten. Denn hat nicht schon der Herr gesagt: »Seid klug wie die Schlangen und nehmt, wo ihr es kriegen könnt; denn mühselig sind die Beladenen, und so ihr seid die Obrigkeit, dann müssen euch die andern untertan sein, damit auch das Scherflein der Witwe nicht verachtet werde.«

Jacinto wachte auf aus seiner weltentrückten Versonnenheit.

»Oye, *compadre*«, rief er hinüber zu Margarito, der die Mules mit schwarzer Seife, heißem Wasser und Rancholiedern behandelte. »Oye, *ven aca*, komm hier mal her.«

»*Que pasó, compadre?*«, fragte Margarito, während er über den Hof schlenderte. »Was ist los?«

Als Margarito nun vor ihm stand, sagte Jacinto: »Da ist ein Caballero drinnen, in der Sala. Er sucht Arbeiter für die Ölcamps. Willst du nicht annehmen?«

»Ich annehmen, wie meinst du denn das, *Compadre?*«, fragte Margarito verwundert. »Wer macht denn dann hier den Mayordomo?«

»Damit werden wir schon fertigwerden.«

Margarito dachte einen Augenblick nach. »Wie viel zahlt er denn, der Caballero?«

»Zahlt vier Pesos den Tag.«

»Den Tag?«, fragte Margarito ungläubig.

»Ja, den Tag.«

»Schönes Geld. *De veras*, schönes Geld.«

»*Claro*.«

»Wie lange hat er denn Arbeit?«

»Solange du willst. Drei Monate, sechs Monate oder für immer«, gab Jacinto zur Antwort.

»Das ist zu lange. So lange will ich nicht fortbleiben. Drei Monate will ich wohl annehmen. Dann komme ich wieder zurück.«

»Nein, zurückkommen kannst du dann nicht«, sagte Jacinto.

»Was, Compadre? Nicht mehr zurückkommen? Wie denn? Nicht mehr zurückkommen. Warum?« Dass er nicht mehr zurückkommen sollte zur Rosa Blanca, nicht mehr zurück in sein Heimatland, das verstand Margarito nicht.

»Der Caballero nimmt die Arbeiter nur an, wenn sie weiter bei der Kompanie arbeiten. Immer. Wenn hier in der Nähe die Arbeit fertig ist, dann werden die Peons weitergeschickt zu andern Camps«, erklärte Jacinto der Wahrheit gemäß.

»Nicht mehr zurück zur Rosa Blanca? Nie mehr zurück?«, philosophierte Margarito vor sich hin. »Nein, da gehe ich nicht. Vier Pesos den Tag, *caramba!* Saftiges Geld. Aber nicht mehr zurück und für immer in den Camps, wo es so stinkt und wo sich die Leute ewig schlagen und streiten. Nein, Compadre, sag ihm, ich will doch lieber nicht gehen. *Cuatro pesos, muy buen dinero*. Aber nein, ich kann nicht gehen. Kannst ihm auch sagen, dem Caballero, er wird hier keine Leute bekommen können, wenn sie nicht wieder zurückgehen dürfen und wenn es für immer ist. In der Stadt kann er ja genug kriegen. Von hier geht keiner.«

»Es sind doch drei Jungen von hier gegangen«, erinnerte ihn Jacinto.

»Ja, freilich«, sagte Margarito. »Aber einer, der Marcos, ist doch wieder hier. Er sagt, er geht nie wieder fort in die Camps. Er sagt, das sei nichts. Immer nur Arbeit und gar kein Spaß. Immer ist der Foreman hinterher und treibt und schimpft, so viel sie auch arbeiten. Der Junge vom Pedro ist doch nur da, um das Heiratsgeld für seine Muchacha schneller beisammenzuhaben. Und der Junge vom José darf nicht mehr zurückkommen. Der José lässt ihn nicht mehr ins Haus, er hat sich da mit einem Salonmädchen eingelassen, das er heiraten will. Das ist die Sache mit ihm. Vier Pesos. *Holla. Bueno.* Aber ich gehe doch lieber nicht, Compadre. Es ist so sehr viel Gestank da und immer Geschrei und Geschimpfe. Und was sollen die Mules machen und die Pferde, wenn ich nicht hier bin? Die hören ja nur auf mich. Ich kann auch dann nicht mehr sehen, wenn das Kalb an der Kuh saugt und wie die Stiere auskämpfen, wer der Stärkste ist. Und dann auch noch die kleinen Schweine und die Küken. Und die Kinder sind auch allein. Wenn ich sie mitnehme zum Campdorf, da haben sie keinen Platz und wissen nicht, was sie tun sollen den ganzen Tag. Überhaupt, Compadre, wenn ich nicht zurückkann hier zur Rosa Blanca – und überhaupt kannst du doch dem Caballero sagen, dass ich nicht will und dass auch sonst kein anderer von hier will. Die wollen auch alle wieder zurück. Wir gehören hierher. Und ich muss nun wieder zu den Mules rüber, die sehen böse aus und müssen gut gedoktert werden. Javier hätte besser achtgeben sollen. Er versteht auch gar nicht, wie er die Tiere zu bepacken hat.«

Margarito schlenderte zurück über den Hof, das Lied vom Indianerliebchen pfeifend. Als er näher zu den beiden Mules kam und sah, dass eines der Tiere das andere zu beißen suchte, unterbrach er wieder einmal sein Lied und schrie: »Macho, du himmelgottverfluchter Kojote von einem Mule, ich komme dir gleich hin und trete dich in den –« Aber als er nun wirklich hinkam, trat er das Tier nicht und stieß es nicht, sondern zog es nur von dem anderen Mule fort, sodass die Beißerei von selbst aufhörte.

Was konnte Jacinto tun nach dieser Unterredung mit Margarito? Es war so, wie er wusste, dass es sein würde. Sie gehörten hierher, alle. Alle waren Kinder der Rosa Blanca. Sie und La Rosa Blanca waren eine Einheit, die man nicht trennen konnte. Man kann ein Kind von der Mutter trennen. Beide überleben den Schmerz. Aber man konnte diese Menschen hier nicht von der Rosa Blanca trennen. Wurden sie getrennt, so hörten beide auf zu sein, was sie waren. Rosa Blanca konnte ein Rancho bleiben oder eine Hacienda; aber sie war nicht mehr *die* Rosa Blanca. Sie war eine Hacienda wie viele tausend. Nun gar, wenn sie ein Ölfeld wurde. Und gingen die Menschen, die hier wurzelten seit Jahrhunderten, fort von ihr, waren sie nicht mehr dieselben. Sie waren dann nur noch verwirrte und zerstreute heimatlose Landarbeiter oder Peones in den Camps oder Strolche in den Straßen der Stadt. Sie waren Entwurzelte, die ihren Lebenszweck und ihren Lebensstrang verloren hatten, weil sie nirgendwo mehr hingehörten. Sie verloren nicht nur den Lebensstrang, der sie mit der Erde verband, sondern sie verloren mehr. Größeres. Sie verloren ihr Herz und ihre Seele, die eins waren mit Rosa Blanca, wo ihre Ge-

schichte wurzelte; wo ihre Wiegenlieder, ihre Liebeslieder, ihre Märchen, ihre Spukgeschichten, ihre bösen Kobolde, ihre Erdgeister, ihre Feen und Elfen und Baumnympfen geboren waren und lebten.

Margarito hatte Jacinto lediglich bestätigt, was Jacinto lange vorher wusste und was sein Vater und sein Großvater und alle seine Vorväter gewusst hatten, dass ihm Rosa Blanca nicht gehörte, dass er nicht der Eigentümer sei, dass er nur der Verwalter dessen war, was Eigentum aller war, die hier lebten und die hier seit ewigen, scheinbar urewigen Zeiten lebten. Jeder wollte zurück, weil er musste. Er konnte irgendwo anders arbeiten, irgendwo anders Geld verdienen, aber leben konnte er nur hier. Darum hatte Jacinto kein Recht, kein alleiniges Recht an Rosa Blanca. Und hätte er einen Rat der Männer zusammengerufen, wie es beinahe jeden Monat getan wurde, wenn die Arbeit besprochen wurde, diesmal jedoch, um die Frage vorzulegen: »Sollen wir Rosa Blanca verkaufen und viel Geld bekommen?«, so würden alle gesagt haben: »Das können wir nicht, da sind doch die Kinder.«

Jacinto ging zurück ins Haus. Der Licenciado saß noch immer am Tisch und betrachtete die goldenen Säulchen mit religiöser Andacht. Er hatte es nicht gewagt, den Tisch zu verlassen, um auf die Veranda zu kommen. Er fürchtete, es könnte ein Goldstück gestohlen werden und er müsste alles wieder aufs Neue nachzählen. Aber ob da ein Goldstück auf dem Tisch lag oder zehn oder tausend, er hätte eine Stunde oder einen halben Tag den Tisch allein und unbewacht lassen können, und wenn er zurückkam, hätte

er nicht nachzuzählen brauchen. Es hätte nichts gefehlt. Er war aber Licenciado. Darum traute er den Menschen nicht. Noch nicht einmal so weit, wie er sie sah.

»Nun wohl«, sagte Perez, als er Jacinto eintreten sah, »dann wäre also La Rosa Blanca verkauft. Hier, Don Jacinto, zählen Sie das Geld nach.«

Jacinto setzte sich nicht. Er sagte ruhig: »La Rosa Blanca ist nicht verkauft. Und La Rosa Blanca wird nicht verkauft werden, auch wenn Sie zehnmal mehr auf den Tisch legen. Dieses Geld da hat für mich gar keinen Wert. Man kann überhaupt kein Land für Geld umtauschen.«

»Alles Land wird doch für Geld vertauscht oder verkauft«, wandte Perez ein, nur um etwas zu sagen. Jacinto, noch immer stehend, sagte darauf: »Land ist ewig, Geld ist nicht ewig, darum kann man Land nicht gegen Geld vertauschen.«

»Also dann nicht«, rief der Licenciado nach einer Weile erbost aus. Während er das Geld einsackte, fügte er hinzu: »Du bist ein blöder alter Dickkopf. Das ist es, was du bist. Man sollte dich ins Irrenhaus schicken, in die Castaneda. Das ist es, wo du hingehörst. Und wir werden die Rosa Blanca doch noch bekommen. Da kannst du ganz sicher sein. Und wir werden sie billig bekommen, das kannst du mir glauben. Viel billiger. Du hast deine Gelegenheit verpasst, *hermanito*. Das will ich dir nur sagen. Wir werden dich schon kriegen.«

»Ihr alle könnt mich gar nicht kriegen«, rief Jacinto, nun gleichfalls ein wenig erbost werdend. »Ihr könnt mich alle mal am Arsch kratzen, das könnt ihr. Und Furcht könnt ihr mir schon lange nicht einjagen. Ihr nicht. Und keiner.

Und du kriegst auch nicht einen Mann von Rosa Blanca für die Camps zum Arbeiten. Das kann ich dir nur sagen. Willst du noch eine Copita haben, ein Gläschen? Ein guter Habanero von San Juan Bautista.«

Er schenkte die Gläschen ein, der Licenciado sagte: »*Salud!*« Jacinto hielt sein Gläschen hoch und antwortete: »*Salud!* Gesundheit!«, und sie gossen ihre Gläschen hinunter.

Der Licenciado band den Leinensack zu, rief seinem Mozo, die Pferde zu bringen, saß auf, verabschiedete sich mit all den Höflichkeiten, die ein Mexikaner auch dann nicht vergisst, wenn er enttäuscht oder verärgert ist, und ritt davon.

Als Jacinto auf der Veranda stand und dem Fortreitenden nachblickte, dachte er nur über eines nach: »Wie kann er mich denn in die Castaneda bringen, ich bin doch gar nicht verrückt. Ich bin doch ganz vernünftig, ganz klar im Kopf.«

Dann schlenderte er hinüber zu Margarito, sah ihm eine Weile beim Doktern der Mules zu und sagte endlich: »Nächste Woche könnten wir das Jungvieh in den Corral treiben und die Brandmarken aufdrücken. Und am Sonntag werden wir beide einmal nach La Concordia reiten. Don Federico hat einen vorzüglichen Eselhengst, den er verkaufen will. Schleppt eine Carga von achtzig Kilo ohne Zucker. Werden wir eine feine Mulezucht anlegen.«

»Das habe ich dir nun schon seit fünf Jahren gesagt, Compadre«, meinte Margarito. »Die Mules sind jetzt sehr hoch im Preis, und da lässt sich gut etwas machen mit Mule-Aufzucht.«

»Lass die beiden kranken Mules hier jetzt zwei Wochen

auf der Weide ohne Arbeit, damit sie sich wieder gut erholen«, sagte Jacinto.

Dann ging er ins Haus. Von der Veranda aus rief er den Frauen in der Küche zu, dass er Kaffee haben wolle, er sei durstig. Ein Mädchen brachte den Kaffee, gefolgt von Jacintos Frau, Concha, die, ein Handtuch schwingend, ihre nassen Hände daran abtrocknete. »Sieh mich einmal gut an, *mujer*«, empfing sie Jacinto. »Sieh mich gut an, ob etwas nicht ganz richtig mit mir ist.«

»Nicht ganz richtig mit dir, Chinto? Was meinst du denn damit?«

»Glaubst du, dass ich verrückt bin und in La Castaneda untergebracht werden sollte?«

»Verrückt, du? Ja, ich glaube wahrhaftig, dass du verrückt sein musst, wenn du so etwas Verrücktes von dir denkst. Und weißt du, ich glaubte, der Licenciado würde zum Essen bleiben.«

»Konnte er nicht. War zu sehr besorgt um seine Goldstücke. Während des Essens hätte er ständig gezittert, dass vielleicht jemand ihm ein Goldstück unversehens verschwinden lassen könnte.«

»Hier in unserem Haus? Dieser feine Licenciado muss ja durch und durch verrückt sein, dass er so etwas Unmögliches glauben kann. Nicht du, Chinto, er ist verrückt, auch wenn er ein Licenciado ist. Und nun lass mich in Ruhe, ich habe mehr zu tun, als mir hier verrückten Unsinn anzuhören.«

Sie ging zurück zur Küche, und während er ihr nachsah, sagte er halblaut zu sich: »Möchte wissen, warum der Licenciado so etwas von mir denken kann. Verrückt.«

Der Report des Licenciado Perez lief im Hauptquartier der Condor Oil Company in San Francisco ein.

»Was denkt sich denn dieser Chunk von einem dreckigen Indianer, was er ist und mit wem er es hier zu tun hat!«, sagte der Präsident der Kompanie, Mr. Collins. »Das Land, das ich haben will und nicht kriegen kann, gibt es im ganzen Universum nicht. In diesem Universum einmal sicher nicht. Wenn ich Land haben will und es ist auf dem Jupiter, ich bekomme es, *sure as death*.«

Diese Äußerung des Präsidenten wurde als ein guter Witz betrachtet, weil sie vom Präsidenten kam. Der Witz machte die Runde durch alle Büros der Kompanie, und jeder Angestellte fühlte sich verpflichtet zu lachen, eben weil es ein Witz des Präsidenten war. Nur der jüngste Office-boy, ein vierzehnjähriger, respektloser Lümmel, lachte nicht darüber, sondern sagte zu dem jüngsten Officegirl, ebenso rotnasig wie er: »So ein Kohl, und er nennt sich Präs, wie will er denn rauf auf den Jupiter! Ein Witz vom Präs? Da muss mich einer am Bauch kitzeln, und selbst dann fange ich an zu weinen.« Nun kicherten die beiden zusammen, bis der Bürochef sie anblökte: »Ruhe da, ihr Kükenfratzen!« Diese beiden Küken brauchten über den Witz des Präsidenten nicht zu lachen; sie hatten keine Fa-

milie zu versorgen, und vier Dollar die Woche konnten sie auch anderswo verdienen.

Mr. Chaney C. Collins, Präsident der Condor Oil Co. Inc. Ltd. S. A., der sich für eine der unentbehrlichsten Personen auf Erden hielt, nährte seinen Geschäftssinn von einigen Dutzend Wahlsprüchen, die er im Laufe seines Lebens hier und da aufgeklaut hatte und die ihm nun die Wegrichtung angaben, in der er sich vorwärtsbewegte, um so wenig wie möglich an unrichtiger Stelle anzustoßen. Einige jener Wahlsprüche waren jedoch nicht für ihn persönlich gedacht, sondern für seine Besucher bestimmt.

Unter diesen Letzteren waren zwei besonders erwähnenswert, weil sie seinen Charakter deutlich beleuchteten.

Der eine dieser beiden Sprüche stand in einem sehr schönen Rahmen auf dem mächtigen Schreibtisch des Präsidenten, und er stand so, dass er dem Präsidenten abgekehrt, dem vor ihm sitzenden Besucher aber völlig zugekehrt war. Er lautete: »Ehrenhaftigkeit ist die beste Politik.« Da nun, wie gesagt, dieser von billiger Faselie triefende Spruch ihm abgekehrt, dem Besucher jedoch voll zugekehrt war, drückte Collins damit deutlich aus, dass nur von dem Besucher, nicht aber von Collins erwartet werden sollte, sich in der Abwicklung von Geschäften nach diesem Spruch zu richten. Der andere dieser beiden für die Besucher bestimmten Sprüche hing, ebenfalls in einem schönen Rahmen, im Rücken Collins' an der Wand, von der er jedem der Besucher, der vor ihm saß, in die Augen springen musste. In reichlich dicken Lettern verbreitete er die von dem modernen hastenden Leben geborene Weisheit: »Deine Zeit hat einen

niemals zu ersetzenden Wert, gleichfalls die meine!« »*Time is Money!*« war zu altmodisch geworden, um irgendjemand zu interessieren.

Auf dem Tisch stand dann noch ein Bild seiner Frau, schon tüchtig fett. Und ein Bild seiner Tochter, die noch nicht fett war, der man aber selbst auf dem Bilde ansehen konnte, dass ihr in dieser Welt nichts mehr verborgen war. Auch sonst sah sie ganz aus wie eine heftig sich auslebende Filmschauspielerin.

In einem Schubfach zur rechten Hand, unter geschäftlichen Papieren versteckt, hatte er ein paar Bilder von Chordamen der Follies liegen, untermischt mit französischen pornografischen Illustrationen. Die Chordamen sahen frech aus und kostspielig. Im selben Schubfach war außerdem ein Bild verborgen in einer Mappe. Auf diesem Bild stand: *To my beloved Daddy from your Flossy*. Er war natürlich nicht das Väterchen der Flossy; aber es war nett von ihr, dass sie das so lieb sagte. Sie kostete jeden Monat einen Scheck von sechshundert Dollar, ohne die Geschenke und ohne die Abende, die er mit ihr in den Clubs oder in den Hotels an den Autostraßen außerhalb der Stadt verbrachte.

Die Choristinnen hatten nichts auf ihre Bilder geschrieben. Er kannte sie noch nicht so lange wie Flossy, dafür aber waren sie auch teurer. Flossy war gleichfalls in jener Zeit, als sie Mr. Collins kennenlernte, Chordame gewesen; aber sie hatte das vergessen und durfte nicht daran erinnert werden, ohne in eine Art von Tobsucht zu verfallen, die zu besänftigen stets recht kostspielig für Mr. Collins wurde.

Dann war da noch eine Dame, von der er nur ein ganz kleines Bild besaß, das sich aber in einem schön gearbei-

teten, schwergoldenen Rähmchen befand. Es lag in dem wichtigsten Schubfach zu seiner linken Hand, in einem Ebenholzkästchen, das immer verschlossen war. Dieses kleine Bildchen stellte er zuweilen vor sich auf den Tisch, wenn er längere Zeit zu arbeiten hatte und außer von seiner ersten Sekretärin nicht gestört wurde. Kam ein ganz unerwarteter Besuch, etwa gar von seiner Frau, dann verschwand das Bildchen rasch in der Hand oder in der Westentasche.

Dieser Dame in dem eleganten und sehr teuren goldenen Rähmchen hatte er letzte Woche ein Auto kaufen müssen. Aber keinen Tourenkasten für zwölfhundert Dollar. Nichts für sie, wenn er etwas von ihr wollte. Das Auto war eine hochklassige Angelegenheit mit allem Komfort und mit allen Köstlichkeiten und Verführungen. Wie ein Boudoir. Kostete sechzehntausend Dollar. War zu jener Zeit das eleganteste Auto westlich der Rockies. Seit sie den Wagen besaß, quälte sie nun jeden Tag viermal am Telefon, dass sie nun auch eine Garage haben müsste, wo sie den Wagen hinstellen könne, und die Garage war nur zu haben mit einem dazugehörigen, sehr eleganten Wohnhaus.

Zweimal in der Woche des Abends, eigentlich war es Nacht, krabbelte sie niedlich mit ihm herum; aber des Tags am Telefon nannte sie ihn schäbig, weil er nicht schnell genug mit der Garage war. Er redete sich damit heraus, dass er noch nichts Passendes gefunden habe. Aber das ging nur kurze Zeit. Dann musste er wohl die Garage besorgen und natürlich das Haus dazu, oder er sah sich genötigt, das Auto auf der Verlustseite zu buchen. Denn wenn er zu knickrig sein sollte, die Garage heranzuschaffen, so mochte sie wohl

einen andern finden, der es als Ehre ansah, ihr die Garage anzubieten.

Zwei der Choristinnen, die ihm ein wenig näher standen, waren gleichfalls verwickelte Angelegenheiten. In geschäftlicher Beziehung und in jeder anderen Beziehung auch. Jede hatte ihre besonderen Wünsche. Und alle Wünsche hatten mit nichts anderem zu tun als mit Ausgaben, die alle aus seiner Kasse gingen.

Darum wird man wohl begreifen, dass der Präsident einer großen amerikanischen Ölkompagnie nicht auf Rosen gebettet ist und dass er seine schwere Not und seine bösen Sorgen hat, um sich durchs Leben zu schlagen und beide Enden zusammenzubringen. Es erfordert die ganze Tüchtigkeit und Weisheit eines Menschen, Präsident einer Ölkompagnie zu sein, wenn man solche Schwierigkeiten in der Welt vorfindet, die man zu lösen hat und gut zu lösen hat, wenn man Präsident sein und bleiben will. Dem Präsidenten einer Ölkompagnie darf nicht der Vorwurf gemacht werden, dass er vielleicht ein schwarzer Fleck auf dem zarten weißen Körper der menschlichen Gesellschaft sei. Das würde zwar nicht dem Öl schaden, wohl aber den Aktionären. Der Präsident einer Ölkompagnie vertritt eine Idee, ein Prinzip. Er hat die Verantwortung für die Haltbarkeit einer Säule im Bau, in der Struktur des Staates. So kann auch ein gewöhnliches Mitglied einer Kirchengemeinde sich mehr Freiheiten erlauben als der Pastor. Ein Kirchenmitglied mag straucheln. Das schadet der Kirche in ihrer Eigenschaft als Säule des Staates nicht. Wenn aber der Pastor über die Stränge schlägt, so kann die ganze Kirche

zu wackeln beginnen, sogar die Grundfeste, auf der die Kirche beruht.

Was sind die ärmlichen hundertfünfzigtausend Dollar, die so ein geplagter, gejagter und bemitleidenswerter Präsident einer Ölkompagnie als Jahresgehalt empfängt? Das reicht kaum für das Salz zur Suppe, die er isst. So einfach und schlicht ist das Leben nicht, wie vielleicht ein erbärmlicher, dreiviertelverblödeter Indianer denkt. Das Leben ist bei Weitem verwickelter. Mehr, es ist wahrhaftig kompliziert. Wie soll man sich da überhaupt noch durchfinden?

Da ist das große Haus in der Stadt. Der Präsident kann nicht in einer Indianerhütte leben. Wofür wäre er sonst Präsident? Da ist die Dienerschaft. Die Leute sind keine Knechte und Mägde. Sie sind in Amerika. Sie sind *hired persons*, Angestellte, Hausbeamte. Sie müssen gut bezahlt werden. Das Haus muss die besten Möbel haben und viele Möbel. Das Haus muss einen Garten haben, einen gut gepflegten Garten, würdig des Präsidenten einer Ölkompagnie.

Ein gutes, elegantes Auto für sich selbst. Ein hochelegantes Auto für die Frau Präsident. Sie muss einen Chauffeur haben; denn die Wagen müssen gereinigt werden, und es müssen neue Reifen aufgezogen werden, neue Zündkerzen eingesetzt, die Batterien müssen geladen werden, und es sind noch eine Menge anderer Arbeiten zu verrichten.

Auch die Tochter muss ihr elegantes Auto haben. Sie will mit ihren Freunden und Freundinnen ausfahren, um sich Vergnügungen hinzugeben, die ohne ein Auto zu besitzen zuweilen mit allerhand Schwierigkeiten verknüpft sein können. Denn man ist ja nicht auf der Welt, um immer trübe und traurig in den Winkeln herumzuhocken. Die Tochter

hat keinen Chauffeur. Sie fährt den Wagen selbst. Und sie fährt ihn gut. Aber die Strafmandate von zehn, fünfzig und hundert Dollar für rasendes Fahren oder für unbedachtes Stehenlassen des Wagens in der Nähe eines Feuerhydranten regnen nur so auf sie herab. Sie fährt auch gelegentlich einen Hausierer um, der sich absichtlich in den Weg stellte, um überfahren zu werden und ein Schmerzensgeld einzuklagen. Es gibt genug Anwälte, die nichts weiter tun, als die Schmerzensgelder für Überfahrene einzuklagen, weil sie von jeder eingeklagten Summe fünfundzwanzig oder auch vierzig Prozent erheben. Der Kläger, ein armer Teufel, kann keine Gebühren bezahlen, darum geht der Anwalt mit ihm auf Teilung. Darum gewinnt auch immer der Anwalt, weil er für seine Tasche gewinnt. Und wenn der Präsident nicht bezahlt, so zahlt die Versicherung, die es auch nicht umsonst macht. Aber letzten Endes kommt das Zahlen doch vom Präsidenten.

Die Frau verlangt monatlich einen Scheck über fünfhundert Dollar für die kleinen Ausgaben, die sie hat, für Nadelgeld, obgleich sie nie eine Nähnadel oder Stecknadel in die Hand nimmt. Aber da sind die Eiscremes, da ist die Masseurin, da ist der Tanzmeister. Sie spielt auch, und sie spielt tüchtig und verliert in einer Bridgepartie mit ihren Freundinnen, den Frauen anderer Präsidenten, in zwei Stunden dreitausend Dollar. Die Rechnungen für ihre Pariser Kleider, ihre Lyoner Unterwäsche, ihre New Yorker Strümpfe, ihre Wiener Schuhe werden dem Mr. Präsident in das Office geschickt. Das ist extra. Und extra sind auch die Hüte, von denen sie jeden nur zwei Tage trägt. Whisky und französischer Likör sind auch teuer.

Die Tochter bekommt nur einhundert Dollar monatlich für kleine Ausgaben. Aber in Wahrheit werden es monatlich immer dreihundert. Die werden nicht gerechnet. Sie kommen auf das Konto für Allgemeines. Das Töchterchen, wenn es wieder einmal knapp ist – und es ist viermal in der Woche knapp –, flitzt schnell mal in das Privatoffice; und Mr. Collins, der glückliche Vater, freut sich, dass er in seiner öden Arbeit unterbrochen wird und eine Entschuldigung findet, Dummheiten und Lächerlichkeiten zu schwätzen mit dem Töchterchen auf seinen Knien. Dann bildet er sich ein, es sei nun Sonnenschein in dem nüchternen Büro. Wenn sie ihn im Nacken krault und ihn auf die Nasenspitze küsst und immerfort schnattert: »Du bist das süßeste und liebste Väterchen auf der ganzen Welt.« So zieht sie ab, heute mit einhundert Dollar, morgen mit fünfzig, übermorgen mit zwanzig, dann wieder mit hundert und dann wieder: »Süßes Rattenschwänzchen Väterchen, heute geht es dir aber einmal schlecht, ich brauche heute zweihundert, aber ich will auch ganz brav dafür sein für den Rest des Monats.« Drei Tage später ist der Rest des Monats, den sie meinte, schon wieder um, wengleich der Kalender auf dem Tisch Magenkrämpfe bekommt, weil er sich nicht mehr zurechtfindet und an sich selbst nicht mehr glaubt. Aber es kostet dennoch wieder fünfzig Dollar. Sonnenschein in dem Office des Präsidenten einer Ölkompagnie zu haben kostet eben Geld.

Aber Mr. Collins denkt an seinen Wahlspruch: ›Lache und gib den Armen!‹ So lacht er eben und gibt denen, die es benötigen. Denn wer benötigt, ist arm.

Und arm sind die Chordamen der Follies.

Kein Chormädchen zu haben ist eine Schande. Er würde sich im Club lächerlich machen. Man würde ihn jeden Tag, wenn er sich sehen ließe, mit der mitleidigen Miene, mit der man zu Kranken spricht, anspringen: »He, Greasy«, sein Neckname im Club, der sich auf seinen Beruf als Präsident einer Ölkompagnie bezieht, »he, Greasy, ein Röhrchen mit Phosphor-Arsenik-Pillen gefällig?« Das würde jeden Tag so gehen mit jedem, den er träfe im Club. Denn wenn sie einmal etwas erhascht haben, von dem sie glauben, es sei witzig, dann wird es so lange geknietet und abgetreten, dass man irrsinnig werden kann. Ehe diese Männer, die Millionen mit einer Handbewegung verdienen können und auch verdienen, einen neuen Witz erfinden oder gar einen Witz erfinden und verstehen, der Geist oder Humor in sich trägt, darüber können Generationen hingehen. Das Leben ist wahrhaft kompliziert.

Phosphor-Arsenik gebrauchen zu müssen, ist ein Zeichen, dass man alt ist oder sich dem Alter nähert. Aber der Präsident einer Ölkompagnie darf niemals den Verdacht aufkommen lassen, dass er alt ist. Dann kann er wohl Präsident der Vereinigten Staaten werden, zu welchem Amte weder Weisheit noch Jugendkraft vonnöten ist, wo diese Dinge sogar hinderlich sind, wie die Mehrzahl der Beispiele beweist, aber er kann nicht mehr Präsident einer Ölkompagnie sein. Das Amt des Präsidenten einer Ölkompagnie erfordert Robustheit, Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Skrupellosigkeit. Weder ein alternder Mann noch ein Philosoph noch ein Dichter eignet sich dazu.

So, um den Verdacht abzulenken, dass man Auffrischungsmittel nötig hat – an die unfehlbare Treue zur eige-

nen Frau wird nicht geglaubt –, um den andern Verdacht abzulenken, dass man geschminkten Jünglingen nicht abhold sei, treten die Chormädchen in das verantwortungsvolle Leben des Präsidenten ein. Er empfängt sie keineswegs missmutig. Wenngleich er ein guter Christ ist, der treu zu den Methodisten oder den Baptisten oder – wenn er sehr hoch stehen will – zur Episcopal Church hält, so ist er als Mensch und als Mann doch der Meinung, dass Mohammed wahrhaftig ein großer Prophet war, der die Seele eines Mannes so vortrefflich verstand, dass er Gesetze schuf, die den zahlreichen Kümernissen eines Mannes Erleichterung bringen sollten.

Mr. Chaney C. Collins ist ein mächtiger Mann in der Ölindustrie. Er kann in wenigen Tagen den Markt so erschüttern, dass hundert andere Industriezweige zu wanken beginnen und mehrere stürzen, dass eine Panik unter den Kleinen und Mittleren in der Wallstreet ausbricht, die übergreift auf die Großen, die unruhig zu werden beginnen, schlaflose Nächte verbringen und für Tausende von Dollars Telegramme über die Erdoberfläche kreisen lassen müssen, um den Markt wieder zu stabilisieren und die Ruhe herzustellen, in der allein die Giganten ihre großen Geschäfte mit Sicherheit abwickeln können.

Mr. Collins braucht nur hundert Millionen Fässer Öl zurückzuhalten, und der Markt kommt sofort in Erregung, weil die Spieler nicht wissen, was los ist, die Gerüchte sofort einsetzen und ihr Unheil stiften. Oder Mr. Collins kann hundert Millionen Fässer Öl, das er für solche Spekulationszwecke in Reserve hielt, auf den Markt schleudern

und eine Preispanik hervorrufen, die alle Werte auf dem Markt mit sich reißt. Denn alle Werte und Produkte sind in diesem System, das der Mensch von heute geschaffen hat, so miteinander verwickelt und verwoben, dass eine Werteveränderung des Öls sofort Werteveränderung von Produkten nach sich zieht, die gar nichts mit Öl zu tun haben. Ein Preissturz des Öls kann eine gewaltige Preiserhöhung des Weizens oder der Baumwolle oder der Papiere von Eisenbahn- und Dampfschiffkompanien hervorrufen.

Es geht hierbei sehr logisch zu. Viel logischer als beim Roulette. Es geht so logisch zu, dass ein kluger Mann, der genügend Kapital im Rücken hat und die Gesetze, nach denen sich die Bewegungen hier durchaus logisch vollziehen müssen, gut kennt und gut durchstudiert hat, immer gewinnen muss. Nur hat selbst der Größte nicht diese unerschütterliche Ruhe, die notwendig ist, um seinen Plan mit mathematischer Sicherheit zu verfolgen. Auch der Größte lässt sich von der Unruhe mitreißen, weil er Mensch ist und menschlichen Suggestionen unterliegt. Er lässt sich von der Panik mit fortreißen, wie der Ruhigste und Bedächtigste bei einem Theaterbrand von der Panik derer ergriffen wird, die um die Ausgänge kämpfen, obgleich sie alle unversehrt ins Freie gelangen könnten, wenn sie rasch, aber ohne sich zu drängen, durch die nächste Tür gehen und dann draußen, außerhalb des Hauses, keine Knäuel bilden würden aus Neugierde, um zu sehen, ob ihre Angehörigen nachkommen.

Ganz zweifellos war Mr. Collins ein mächtiger Mann in der Ölinindustrie. Aber gegenüber den vier Frauen war er doch nur ein gewöhnlicher Mann, der sich von den übrigen Männern höchstens dadurch unterschied, dass er mehr bezahlen konnte, ohne dafür mehr zu bekommen, als ein Mann eben von einem Mädchen bekommen kann. Was ein Mann von einer Frau bekommen kann, ist immer dasselbe. Keine Frau kann mehr geben, als sie hat. Und wenn sie gegeben hat, was sie zu geben imstande ist, so gelangt der Mann zu der großen Weisheit, dass alle Frauen in dem Punkte, auf den allein es ankommt, gleich sind. Die Frauen – ganz sicher – denken genau das Gleiche von den Männern. Nach vielen Erfahrungen kommt der Mann endlich zu der Erkenntnis, dass von allen Frauen die erste, die er besaß, die beste war. Denn die Erinnerung an sie liegt am weitesten zurück und ist am nächsten der Erinnerung an seine Jugend, die ihm romantisch erscheint, weil sie das Vergangene ist. Auch für die Frau ist der Mann, den sie zuerst liebte, meist der Mann, den sie für den besten hält und den sie immer lieben wird, schon darum, weil er ihr nicht mehr im Wege ist. Der Grund ist der gleiche wie beim Manne.

Man schätzt das am höchsten, was am kostspieligsten ist.

Selbst die Freudengöttin liebt nur den Mann aufrichtig, für den sie das Geld verdienen muss und der sie gelegentlich noch dazu verprügelt.

Unter den vier Beweisstücken, über die Mr. Collins verfügte, um seinen Freunden zu beweisen, dass er in voller Lebenskraft stand, war Betty augenblicklich das geschätzteste. Denn sie war die Kostspieligste.

Flossy, die ihren Scheck von sechshundert Dollar jeden Monat bekam mit der Regelmäßigkeit, mit der ein Ehemann das Geld für den Haushalt zu zahlen hat, stand in seiner Vorstellung und in seinem Empfinden beinahe schon im gleichen Rang wie seine Frau, Mrs. Alice Dawis Collins. Er zankte sich mit ihr, er stritt sich mit ihr, er fühlte sich berufen und berechtigt, sie zu kritisieren, und die Nächte, die er mit ihr in ehelicher Gemeinschaft im Bett verbrachte, waren genau geregelt und bestimmt. Er verließ ihr Haus regelmäßig um vier Uhr morgens, wenn er seine ehelichen Pflichten ihr gegenüber erfüllt hatte, weil er nicht später nach Hause kommen wollte, um immer noch sagen zu können, dass er so lange im Club gewesen sei. Gleich seiner Frau hatte er Flossy zwei Reisen im Jahr zu bewilligen, im Winter eine Reise nach Palm Beach in Florida und im Sommer eine Reise nach Kanada oder nach Europa. Er besuchte sie natürlich pflichtgemäß in Palm Beach, verbrachte einige zehn Tage mit ihr und ging dann über Havanna, wohin er sie mitnahm, nach Tampico, wohin er sie nicht mitnahm. Da er nach Tampico im Auftrag der Kompanie reisen musste, so wurde die gesamte Reise auf das Konto der Condor Oil Co. geschrieben, wodurch sich die fällige Sommererholungsreise für Flossy beträchtlich verbilligte.

Er hätte Flossy ja auch nach Tampico mitnehmen können. Aber es war billiger, sie von Havanna nach Palm Beach zurückzuschicken. Außerdem war es für ihn bequemer. In Tampico fand er immer gleich am ersten Abend, was er brauchte. Und er konnte sich bei einer anderen Haut-, Haar- und Augenfarbe von Flossy angenehm erholen. Er verstand zwar nicht, was die braune Hautfarbe in Tampico zu ihm über Liebe sprach. Aber das war nicht nötig: Denn beide wussten, was sie voneinander wollten, und für diese Wünsche ist die Sprache international. Die andere Hautfarbe in Tampico konnte das Wort ›Money‹ recht gut englisch aussprechen, auch die Zahlen, die sie mit dem Worte ›Dollar‹ verband. Mehr brauchte sie nicht zu wissen. Er auch nicht. Die Erholung von Flossy, nachdem er mit ihr zehn oder vierzehn Tage ständig zusammen gewesen war, tat ihm sehr gut. Denn Flossy begann seiner Frau immer ähnlicher zu werden. In allen Dingen. Im Bett. Im Sprechen. In der Kleidung. Im Nörgeln. Im Predigen. Er war nicht Philosoph genug, um zu wissen, dass zwei Frauen, die längere Zeit unter dem Einfluss desselben Mannes stehen, von dem sie wirtschaftlich abhängig sind, ähnlich werden wie Zwillinge.

Flossy war, wenn Mr. Collins die Endrechnung aufstellte, die billigste seiner Freundinnen. Darum war sie auch die treueste. Und darum konnte er sich mit ihr zuweilen genauso vortrefflich langweilen und anöden wie mit seiner Frau.

Die zwei Chorladies, die noch neueren Datums waren, wurden noch nicht ganz für voll gerechnet, obgleich sie bereits mehr kosteten als Flossy, lediglich durch die Annäherungsgeschenke, die er zu machen hatte. Vorläufig schienen

beide noch irgendwo andere Verpflichtungen zu haben, von denen sie sich endgültig zu lösen gedachten, sobald sie erst einmal genau wussten, wie viel Mr. Collins wert war. Nicht wie viel er wert war als Mann oder als Liebhaber, sondern wie viel er wert war in seiner Zahlungsmöglichkeit und in seiner Zahlungswilligkeit. Natürlich wusste keine der Chorladies von der andern, dass auch sie sich in der Annäherung zu Mr. Collins befand. Das verstand Mr. Collins zu verhüten; denn sobald die beiden darum zu kämpfen anfangen, welche Mr. Collins gewinnen würde, dann wurde es teuer für Mr. Collins. Denn die Lady, die unterlag, begann ihm Schwierigkeiten zu machen, um zu retten, was zu retten war. Und das, was gerettet werden sollte, war immer eine hohe Summe, durch die eine bis dahin unberührte Jungfräulichkeit – angeblich bis dahin unberührt –, die bei dem Kampf um das Objekt verloren gegangen war, wieder in den früheren Zustand zurechtgerückt werden sollte.

Das ging sehr einfach zu. Es wurde immer nach dem gleichen oder ganz ähnlichen Rezept gehandelt. Es war nach diesem Rezept gemacht worden mit Mr. Ayres, Präsident der Grannis & Cosland Refining Company.

Mr. Ayres fand eines Morgens in seinem Office einen Brief vor von *Simmons & Simmons Attorneys at law*. Die Rechtsanwälte schrieben ihm, dass Miss Minnie White, Sängerin und Tänzerin des Vanity-Theaters, eine Klage einzubringen gedenke wegen Bruchs des Eheversprechens und dass Minnie White ihren Schaden, den sie dadurch erlitten habe, auf eine Summe von einhundertfünfzigtausend Dollar beziffert habe, eine Summe, die in Anbetracht der guten Verhältnisse

des Mr. Ayres als lächerlich geringfügig angesehen werden müsste.

Mr. Ayres hatte der Minnie niemals die Ehe versprochen. Das wusste Minnie recht gut, und das wussten auch die Anwälte recht gut, ohne es zu sagen. Auch Mr. Ayres wusste recht gut, dass sowohl Minnie als auch die Anwälte genau wussten, dass er der Minnie nie die Ehe versprochen hatte. Aber Minnie, die Anwälte und Mr. Ayres wussten, dass in Amerika eine Dame, die ihren Fall gut vorzubringen verstand, bei den Geschworenen meist immer durchsetzt, was sie durchzusetzen wünscht. Darum wurde hin und her telefoniert und hin und her gesprochen, und Minnie ließ sich erweichen, ihren Schaden mit hunderttausend Dollar als endgültig wiedergutmacht anzusehen. Sie bekam nur sechzigtausend in ihre Tasche, weil die Anwälte vierzig Prozent der eingeklagten Summe beanspruchten. Denn würde der Prozess verloren, erhielten sie gar nichts, weil Miss Minnie ja nichts hatte. Die Anwälte übernahmen das Risiko.

Mr. Ayres konnte selbst die hunderttausend Dollar nicht bezahlen, ohne mit Erfolg in eine Bank einzubrechen, denn er hatte eine Familie. Sein Gehalt war hoch, aber nicht so hoch, dass er so leicht hunderttausend Dollar hätte missen können.

So wurde die Klage eingereicht. Es wurde nun schon nicht mehr erwartet, dass Mr. Ayres den vollen Betrag zahlen würde, andernfalls hätte er es nicht zur Klage kommen lassen, sondern sich geeinigt. Aber die Klage musste eingereicht werden, um eine Gelegenheit zu finden, die Sache in die Zeitungen zu bringen. Sobald es Gerichtssache war, konnte man die Zeitungen zur Mitwirkung heranziehen.

Mr. Ayres gehörte zur sogenannten besseren Gesellschaft, und seine Stellung als Präsident einer mächtigen Kompanie machte ihn zu einer interessanten Person, die in einen Skandal verwickelt zu sehen das Sensationsbedürfnis und die Klatschsucht der Weiber aufs Höchste befriedigte. Die armen Menschen, denen zotige Filme, schlüpfrige Romane, saftige Lustspiele verboten waren oder so zensiert, dass sie zahm und langweilig werden wie die Mittwochabendpredigt in der Methodistenkirche, diese armen Leute finden auf einmal neue, erfrischende Reize in dem trockenen Leben, wenn sie eine saft- und spermastrotzende Geschichte auf der zweiten Seite der Zeitung lesen können. Hier darf der Zensor nicht eingreifen, denn es ist eine Gerichtsangelegenheit. Die Gerichte sind öffentlich, und sie müssen in einer echten Republik öffentlich sein, um Korruption und ungerechte Urteile zu verhindern.

Was die Zeitungsreporter aus der einfachen Geschichte machten, das zu lesen war staunenswert. Es machte alles vergessen, was die Zensoren ihren Schutzbefohlenen in den letzten zwölf Monaten zu lesen und zu sehen verboten hatten. Den alten, trockenen Betschwestern der hohen und allein heiligen Episcopal Church lief die schleimige Spucke sabbernd aus den ausgedörrten Mundwinkeln, als sie lesen durften, wie andere Leute sich benahmen, die darauf verzichteten, sich allein und mit sich selbst zu amüsieren.

In fetten Riesenlettern liefen gleich zwei Zeilen quer über die erste Seite der Morgenblätter mit der Nachricht, dass der Präsident einer der größten Kompanien mit einer Tänzerin gesehen wurde, die nichts weiter anhatte als ihre Seidenstrümpfe.

Darunter in weniger fetten Lettern:

»Er hat ihr die Ehe versprochen dadurch, dass er ihr einen Verlobungsring an den Finger steckte. Er leugnet es ab und behauptet, der Ring sei nur ein kleines Freundschaftsgeschenk gewesen, das gar keine Bedeutung habe und auf keinen Fall als ein Eheversprechen gemeint gewesen sei. Er ist bereits verheiratet und hat drei Kinder, von denen die älteste Tochter die Universität besucht. Die Tänzerin erwartet bald Mutterfreuden und verlangt als Schadenersatz eine Dreiviertelmillion Dollar.«

In noch kleineren, aber immer noch sehr auffallenden Lettern folgte nun:

»Die Namen der Klägerin und des Klägers werden vorläufig noch zurückgehalten auf besonderen Beschluss des Gerichtshofes, sie werden jedoch sehr bald veröffentlicht werden.«

Diese Zurückhaltung der Namen ist ein besonderer Trick der Anwälte, die Mr. Ayres Zeit geben wollten, sich zu einigen und zu bezahlen. Aber die Zeitungen haben gleichfalls ein Interesse daran, die Namen noch nicht zu nennen, weil sich Mr. Ayres ja auch noch mit den Zeitungen einigen kann. Die Zeitungen sind unbestechlich. Besonders in Amerika. Aber für Inserate sind sie sehr empfänglich; und eine große Kompanie hat häufig teure Inserate zu vergeben, auch wenn es nur die Jahresabrechnungen sind, die beliebig oft wiederholt werden können, um fette Inserate zu bringen. Auch die Zeitungsleute sind unbestechlich. Nirgends mehr unbestechlich als in Amerika. Aber sie hören gern gute Tipps, um an der Börse mit Erfolg zu spekulieren.

Der Gerichtshof hat bis jetzt absolut gar nichts beschlos-

sen, also auch nicht die Zurückhaltung der Namen. Das Gericht weiß überhaupt noch nichts von der Sache, und der Richter liest die Zeitung in der Straßenbahn mit der gleichen Freude wie die ausgedörrten Kirchenmitglieder. Aber er liest es doch schon mit mehr menschlichem Verstehen, und er liest es besonders mit Mitleid für den armen Präsidenten; denn er, der Richter, kann morgen schon in derselben Suppe sitzen. Er hat keine Tänzerin vom Vanity. Das kann er sich nicht leisten. Aber er hat eine Stenotypistin. Und wenn sie eines Tages plötzlich den Rappel bekommt und ihr das Stenotypistindasein zu dumm wird, dann kann auch der Richter seine Untaten und den heruntergerutschten Brusthalter seiner Stenotypistin in fetten Lettern in den Morgenblättern ausführlich beschrieben finden. Vorläufig weiß er noch nicht, um was es sich hier handelt. Niemand vom Gericht weiß es bis jetzt. Die Anwälte haben bisher noch nichts weiter getan, als eine Klage auf Schadenersatz unbekannt gegen unbekannt Akt *Simmons & Simmons Attorneys at law* Nr. G 916 zu den Akten des Gerichts zu geben. Mrs. Ayres, die Frau des Mr. Ayres, liest die saftige Geschichte gleichfalls, und auch sie liest sie mit Andacht und Wollust. Sie weiß ja noch nicht, dass es ihr treuer Gatte ist, der hier von den Reportern der beabsichtigten Bigamie bezichtigt wird, und darum darf sie sich mit glänzenden Augen an der Geschichte, die sie so saftig nicht einmal in den französischen Romanen finden kann, ergötzen.

Am Abend mit ihrem Mann bei Tisch sitzend, wird natürlich über diese Sensation gründlich gesprochen, um die irdische Freude, die eine solche Geschichte bietet, bis zum letzten Verhauchen des Seufzers auszukosten und

auszuschwelgen. Sie rät mit ihm hin und her, wer der Präsident und die Tänzerin wohl sein könnten. Er müsste den Präsidenten doch eigentlich kennen, von dem Club der Rotaries oder der Elks her. Es wäre alles noch wonniger, wenn man ihn und die Tänzerin kennen würde, wenn man ihre Bilder in den Zeitungen sehen könnte. Dass sie nur Seidenstrümpfe und sonst nichts anhatte, als sie mit ihm durch das Fenster, dessen Vorhang nicht ganz geschlossen war, beobachtet wurde, das weiß man ja jetzt. Aber man möchte doch auch wissen, wie sie im Gesicht und überhaupt über den grünen Strumpfbändern aussieht. Vielleicht veröffentlicht die Zeitung bald ein Bild von ihr im Badekostüm oder in dem Kostüm der Chormädchen des Vanity, die ja alle während der Vorstellung keine Strümpfe anhaben, sondern nur Schuhe und ein Bändchen um die Hüften und zwei mit glitzernden Glasperlen besetzte Säckchen vor den Brüsten.

Mr. Ayres, der natürlich weiß, um wen es sich handelt, weil ihn heute Morgen ja die Anwälte per Telefon gefragt haben, ob er schon die Zeitungen gelesen habe, entrüstet sich über die Verruchtheit der Zeitungen und beschimpft seine Frau, dass sie so lüstern sei, derartige Sensationsgeschichten in den Blättern zu lesen und dass sie so tief herabsinken wolle, nach den Bildern dieser Leute zu trachten.

Die ganze Stadt und die Umgebung kaufen morgen und die nächsten Tage die Zeitungen wie besessen. Alle hoffen, die Namen veröffentlicht zu finden. Alle sind interessiert an der Frage, ob die Tänzerin, die nun bald Mutter werden wird, schon so weit ist, dass sie nicht mehr auftreten kann. Alle hoffen, dass sie noch nicht so weit ist und dass sie we-

nigstens noch einige Male auftreten kann, damit man sie im Theater leibhaftig vor sich sehen kann. Sobald ihr Name bekannt ist, kaufen die Billetthändler des Theaters sofort das ganze Haus aus, und sie gehen mit den Billetts zweihundert Prozent hinauf.

Da die Zeitungen ja nun in Erwartung, dass die Namen veröffentlicht werden, in Massen verkauft werden, ist es nicht mehr nötig, die Namen zu veröffentlichen. Inzwischen kommt ein neuer Skandal auf, ebenso fett und ebenso saftig wie der des Präsidenten mit der Tänzerin, und Präsident und Tänzerin werden vergessen. Wenn die Namen dann doch eines Tages erscheinen sollten, so liest sie kaum noch jemand. Es hat sich inzwischen so viel an Skandalen, an Korruption, an politischen Schwindeleien, an erfolgreichen und an nicht erfolgreichen Besteigungen des Himalaja, an Bankeinbrüchen, an Revolver- und Bombenattentaten in Chicago, an Zugüberfällen in Mexiko, an Ermordungen amerikanischer Seelenretter in China ereignet, dass man acht Tage später wirklich nicht mehr wissen kann, aus welchem Grunde eigentlich hier der Name eines Präsidenten einer gleichgültigen Kupferkompanie und der Name einer Tänzerin, den man nie auf einem Theaterzettel gedruckt findet, veröffentlicht werden. Man hat augenblicklich viel mehr Interesse daran, wie viel Hunderttausend Dollar Ma Fergusson, der weibliche Gouverneur von Texas, an dem Bau einer Staatsautomobilstraße verdient hat und was sie mit dem Gelde zu tun gedenkt.

Simmons & Simmons Attorneys at law können aber diesen Umschwung in der Meinung der Zeitungsleser nicht

abwarten; sie können nicht darauf warten, dass Mr. Ayres etwa gar seiner Frau erzählt, was los ist, und von ihr mit verhältnismäßig geringen Kosten absolviert wird; sie können nicht darauf warten, dass Mr. Ayres vielleicht mehrere der Aufsichtsratsmitglieder seiner Kompanie überzeugt, dass hier nur eine schäbige Erpressung vorliegt und dass der gesamte Aufsichtsrat die Zeitungen warnt, die Angelegenheit nicht bis zum Äußersten zu treiben. Dann sind die Zeitungen mausetot, denn unter den Aufsichtsratsmitgliedern sind mehrere, die den Zeitungen innerhalb von acht Stunden den Hals umdrehen können, und zwar so gründlich, dass die Zeitung vergisst, wie sie gestern hieß und wer ihre Hauptredakteure waren.

Auf solche Zwischenfälle dürfen Simmons & Simmons nicht warten. Sie arbeiten rasch wie Teufel, die eine arme Seele, die im Eis eingebrochen und ertrunken ist, fischen und aufwärmen, damit die Hölle auch ihren Zweck erfüllt. Die Anwälte nützen die ersten Stunden nach Erscheinen der Zeitung aus. Wenn sie nicht in dieser Zeit gewinnen, kann es eine lange Geschichte werden. Sie gewinnen natürlich, wie lange es auch dauert. Aber das Geld kann ihnen entweichen. Mr. Ayres macht einen kühnen Strich und sichert alles so gut ab, dass nicht viel zu bekommen ist. Er wartet den Skandal in Europa ab, und wenn er zurückkommt, ist die Sache so billig geworden, dass es sich für die Anwälte nicht mehr lohnt. Was aus Miss Minnie wird, ist ihnen gleichgültig, war ihnen immer gleichgültig und wird ihnen ewig gleichgültig bleiben.

An der ganzen Geschichte ist wenig wahr. Sie wird nur so aufgezümt, um in den Lesern den Hunger nach wollüs-

tigen Geschichten, den sie infolge der Zensur und der Prüderie nirgends sonst stillen können, zu befriedigen. Dabei verdient die Zeitung.

Ob der Präsident seine Stellung verliert, ob seine Frau sich von ihm scheiden lässt, ob sich die Tänzerin ertränkt, das kümmert die Zeitung nicht. Kümmert sie erst wieder, wenn eine dieser Folgen abermals eine Sensationsgeschichte ermöglicht.

Miss Minnie White war sehr oft mit Mr. Ayres zusammen, wenn sie nichts weiter anhatte als ihre seidenen Strümpfe. Meist hatte sie noch weniger an. Aber niemand hat sie je durch einen halb geschlossenen Vorhang beobachten können. Dazu waren sie viel zu vorsichtig. Nicht aus angeborener Schamhaftigkeit, sondern aus einfachen Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsgründen. Es wirkt störend und lenkt von der Hauptsache ab, wenn man das Gefühl hat, man könnte beobachtet werden. Aber Simmons & Simmons sind vorbereitet. Sie halten einen Privatdetektiv in Reserve, der jederzeit beschwören kann und wird, dass er eine Dame, nur mit Seidenstrümpfen an, zusammen mit einem Herrn, der auch nicht viel mehr anhatte, in demselben Zimmer gesehen hat. Miss Minnie hat nur den Ort, also das Haus, anzugeben, wo das geschehen sein könnte, was der Privatdetektiv gesehen hat. Alles Übrige besorgen der Privatdetektiv und *Messrs. Simmons & Simmons Attorneys at law*. Dann kommt noch eine Waschfrau oder ein Chauffeur, die beschwören, dass sie Miss Minnie und Mr. Ayres in jenes Haus haben gehen sehen. Gegen die Waschfrau kann niemand ankommen. Sie ist die Ehrlichkeit und Wahrheit in Person. Mr. Ayres, so vortrefflich auf dem glühenden Roste

sitzend, muss zugeben, es ist wahr. Er wird sich hüten, das Gegenteil zu schwören; denn er weiß, es haben ihn auch noch andere Personen dort gesehen.

Miss Minnie erwartet gar keine Mutterfreuden. Das weiß Mr. Ayres ganz genau. Miss Minnie ist viel zu geschickt, um sich einem solchen Unfall auszusetzen. Kinder sind immer ein Unfall und durchaus kein Segen des Himmels. Sie weiß das aus ihrer Jugendzeit in Minneapolis. Sie hatte fünf Geschwister. Weder ihr Vater, der in einer Kofferfabrik arbeitete, noch ihre Mutter, die in einer Hemdenfabrik arbeitete, sprach je von einem Himmelssegens, immer nur von den *brats*, der Bastardbrut, die so viel essen und so viel zerreißen und ewig und immer schreien, dass sie Hunger hätten.

Auch Messrs. Simmons & Simmons wissen, dass Miss White kein Kind erwartet. Sie würden ihr dreist ins Gesicht hinein sagen, dass sie sie für klüger gehalten hätten, denn sie habe doch sicher ihre Babyschuhe schon lange genug ausgetreten, um sichergehen zu können.

Erst recht die Zeitungen wussten, dass Miss Minnie White sich nicht in solcher Lage befand. Hätte sie wirklich Mutterfreuden zu erwarten gehabt, dann würden die Zeitungen mit größter Vorsicht vermieden haben, es zu erwähnen. Das hätte zu vielerlei Unannehmlichkeiten für die Zeitungen führen können. Dass die Tänzerin sich als Mutter fühle, hatten die Reporter nur geschrieben, damit die Geschichte saftiger würde. Die Anwälte hatten so etwas angedeutet, woraus die Reporter entnehmen mochten, was sie für gut befanden. Eine solche Nachricht diene doch nur dem Ganzen. Namen waren ja noch nicht genannt.

Und hätte es dazu kommen müssen, Namen zu nennen, so konnte Miss Minnie durch ihr ferneres Auftreten im Vanity beweisen, dass es ein Reporterswindel war.

Obgleich nun an der ganzen Geschichte sehr wenig dran war, so erreichten die Anwälte doch ihren Zweck, Mr. Ayres wurde in Angst gejagt. Er musste befürchten, dass hier ein großer Skandal entstehen könnte. Er wusste ja nicht, wie weit die Anwälte zu gehen gedachten. Es war gar nicht einmal nötig, dass der Name der Tänzerin veröffentlicht wurde. Es genügte, dass sein Name bekannt gegeben wurde und dass die Zeitungen seinen Namen veröffentlichten, um den Lesern zu zeigen, wie unerschrocken sie seien und wie emsig darauf bedacht, das amerikanische Volk von der Unzucht und der Verworfenheit zu befreien, in die es gewisse skrupellose und sittenlose Mitbürger zu verstricken suchten, dass dies eine der Hauptaufgaben der Zeitungen sei und dass man keine Rücksicht übe, auch wenn es sich um Angehörige der obersten Gesellschaftsklasse handle; viel eher sei man bereit, die arbeitende Klasse und das arme Mädchen, die Tänzerin, die ja auch der arbeitenden Klasse angehöre, zu entschuldigen als diese Magnaten, die glaubten, dass sie in der freien Republik rechtschaffener Bürger tun könnten, was sie wollten, nur weil sie mehr Geld hätten. Das würden die Zeitungen natürlich erst gesagt haben, nachdem sie genau wussten, dass der Aufsichtsrat der Kompanie, dessen Präsident Mr. Ayres war, wünschte, dass Mr. Ayres kurz und klein gebrochen werden sollte, weil man ihn aus diesem oder jenem Grunde los sein wollte und man ihn auf eine andere Art nicht abschieben konnte.

Mr. Ayres wusste ja auch nicht immer, wie er zu seinem

Aufsichtsrat stand. Ob der ihn hielt oder fallen ließ. Darauf konnte es Mr. Ayres nicht ankommen lassen.

Auch wusste er nicht, wie es seine Frau aufnehmen würde. Noch weniger wusste er, wie man es in den Clubs betrachten würde, denen er angehörte. Ein Skandal solcher Art konnte ihn für lange Zeit lahmlegen, und er hätte ver-teufelt hart arbeiten müssen, um wieder hochzukommen.

Alle solche Möglichkeiten überdachte er, und dann ging er zu Messrs. Simmons & Simmons und begann zu handeln. Er zahlte den Herren zehntausend Dollar für die Unkosten, die sie gehabt hatten.

Darauf baten Messrs. Simmons & Simmons Miss Minnie White zu sich ins Büro.

Mr. Henry Simmons empfing Miss White: »Wir haben vor einer halben Stunde eine längere Unterredung mit Mr. Ayres gehabt. Er hat endgültig erklärt, dass er nichts bezahle und dass er es ruhig sowohl auf einen Prozess als auch auf den Skandal ankommen lassen wolle. Er sagt, und ich glaube, er hat hier recht, dass, wenn wir es zum Skandal treiben, er seine Position verliert und er dann überhaupt nichts zu zahlen imstande ist, ganz gleich, wie der Prozess ausgehen sollte. Er hat uns hier mit Tränen in den Augen eingestanden, dass er Sie aufrichtig liebt, und er hat uns gebeten, ein gutes Wort zu seinen Gunsten bei Ihnen einzulegen. Er kann ohne Sie nicht leben, und er will Ihnen auch den Stutzwagen kaufen, den Sie sich so lange schon gewünscht hätten. Ich sehe wirklich nicht ein, Madam, warum sich zwei so nette Leute, wie Sie beide sind, nicht verstehen und lieben sollen. Was hat ein solches Streiten für einen Sinn? Sie sind auch ein wenig schuld, Madam. Seien

Sie nicht so hart zu ihm. Er hat doch auch seine Sorgen und seine Ärgernisse.«

Miss Minnie bekam Tränen in die Augen. Es waren echte Tränen; denn jetzt hatte es keinen Zweck mehr, Tränen zu machen, um eine Summe herauszuquetschen.

»Er ist ja auch geplagt und gejagt und gehetzt, der arme Mann. Wie wir alle. Auch wie Sie, Miss White.«

Sie tränkte ein wenig mehr, weil sie neben dem Mitleid für ihn nun auch Mitleid mit sich selbst bekam, als sie fand, dass auch ein Fremder fühlen konnte, wie sehr sie geplagt und gehetzt im Leben sei und ewig mit Leuten, die Geld von ihr haben wollten, auf ihren Fersen. Alle glaubten, eine Chortänzerin des Vanity könne über Millionen verfügen. Jedes Paar Schuhe, das eine andere Dame für fünfzehn Dollar bekam, musste sie mit fünfundzwanzig bezahlen. So ging es mit ihren Strümpfen, mit ihrer Wäsche, ihren Hüten, und alle jene, die Trinkgelder bezogen, erwarteten von ihr das Dreifache dessen, was sie von anderen Leuten erhielten. Und wenn sie nicht das Dreifache zahlte, wurde sie verächtlich angesehen und behandelt, als wäre sie ein Mädchen der dunklen Straßenwinkel.

Wer ist Herr des Lebens? Der Präsident der Ölkompagnie? Oder der Rechtsanwalt, der die schäbigsten Ehescheidungsprozesse und Erpressungsmanöver übernimmt? Die Tänzerin eines Revuetheaters? Rockefeller? Sinclair? Morgan? Der Präsident der Vereinigten Staaten? Keiner von denen, die als die Herren der Welt erscheinen, die Erdteile kaufen und verkaufen können, die Republiken gebären und vernichten können, Könige krönen und absetzen, Revolu-

tionen erwecken und erwürgen können, keiner von allen denen ist Herr des Lebens. Sie alle sind in der Maschine, die da heißt ›Das moderne Zeitalter‹, ›Unser heutiges Leben‹. Sie werden darin herumgewirbelt und herumgeworfen wie kleine Körnchen, jetzt oben, nun unten, jetzt in der Mitte, nun in der Ecke, jetzt an der rechten Seite, nun an der linken.

Vielleicht war der Herr des Lebens Jacinto der Indianer, der La Rosa Blanca besaß, ohne sie zu besitzen. Er war der Herr des Lebens bis zu jenem Tag, an dem herausgefunden wurde, dass La Rosa Blanca in ihrem Boden Öl trug. Dann hörte auch Jacinto Yañez auf, Herr des Lebens zu sein; denn nun wurde auch er ein Körnchen, das in der Maschine hin und her gewirbelt wird.

Vielleicht war Margarito der Herr des Lebens, Margarito, der die Mules dokterte, der die Sprache der Mules verstand, der höllisch fluchen und im selben Atemzug süße Balladen schmelzend singen konnte.

Vielleicht waren die Compadres der Rosa Blanca die Herren des Lebens. So lange, bis sie ihr Heimatland verloren.

Vielleicht war der Herr des Lebens der Löwe im Dschungel. Aber die Flöhe waren stärker als er; denn sie belästigten ihn, und er konnte sich ihrer nicht erwehren; ein Dorn, den er sich in die Tatze trat, war stärker als er, denn der Dorn machte ihn lahm; die Giftschlange, die ihn in die nackte Nase biss, wenn er unvorsichtig war, konnte ihn zu Fall bringen, und sie war darum stärker als er.

Vielleicht war der Herr des Lebens der farbenreiche Schmetterling, der von Blume zu Blume flatterte und sich

um nichts kümmerte, sein Leben auskostete, bis er sich im Netz einer Spinne verfang, die stärker war als er.

Vielleicht war der Herr des Lebens der klassenstolze Arbeiter, der seinen Vorarbeiter niederboxte und weidlich verprügelte, weil der Vorarbeiter, der sich stärker und mächtiger glaubte, ihn angebrüllt hatte. Aber der fleißige Arbeiter produzierte mehr, als der Markt aufnehmen konnte, und die Fabrik konnte den Mann nicht mehr bezahlen und musste ihn entlassen; und seine Kinder zerfleischten den Arbeiter, weil sie hungrig waren und sich als Herren der Welt glaubten, dessen Sklave und Knecht ihr eigener Vater zu sein hatte.

Vom Office ihrer Anwälte aus telefonierte Miss Minnie White mit ihrem Freund Mr. Ayres, dem sie alles abbat, was sie ihm zugefügt hatte. Sie sagte, sie sei wahnsinnig gewesen und habe sich von einer Freundin aufhetzen lassen. Ob er nicht wieder gut sein wolle, sie liebe ihn über alles. Mr. Ayres bat ihr auch alles ab, was er ihr angetan hatte, und erklärte, dass er allein die Schuld habe und dass er übergücklich sei, sie wieder sein nennen zu dürfen. Zwei Tage darauf reisten beide in seinem Tourenwagen nach San Diego hinunter. Das stundenlange Fahren auf der romantischen Autostraße entlang der pazifischen Küste führte die beiden inniger zusammen, als sie je vorher gewesen waren.

Das Zerwürfnis war beigelegt und vergessen. Es konnte beigelegt werden, nachdem die Anwälte erreicht – für sich erreicht – hatten, was sie wollten.

Das fernere Leben des Mr. Ayres und der Miss Minnie White hatte vorläufig kein Interesse mehr, weder für

Messrs. Simmons & Simmons noch für die Zeitungen. Die geschäftliche Seite der Angelegenheit war befriedigt worden, und sich für das Privatleben zweier Menschen, aus dem sich augenblicklich kein Dollar herausmünzen ließ, zu interessieren ist unfair und schmutzig. Man kann aber keinem Amerikaner nachsagen, dass er unfair oder schmutzig sei. Er ist die Hilfsbereitschaft und die Gastfreundschaft in Person.